VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0136



dezember 2022

versorgerin Nr. / 136 / dezember 2022 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF,** Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»Während daher, seltsames Zusammentreffen, Lucien in das Räderwerk des ungeheuren Mechanismus des Journalismus hineingeriet [...], beschäftigte sich David Séchard in seiner Druckerei mit dem Fortschritt der periodischen Presse seinen materiellen Konsequenzen nach [...] Sein Gedanke, durch Herstellung billigen Papiers ein Vermögen zu machen, war durchaus richtig, und die Ereignisse haben seine Voraussicht gerechtfertigt [...] Dank der Einführung von Ersatzstoffen für die Lumpen kann Frankreich das Papier billiger als irgendein Land Europas herstellen.« (Honoré de Balzac, Verlorene Illusionen)

Als gäb's nicht genügend Anlass, sich – je nach Inklination – über die Welt zu ärgern oder an ihr zu verzweifeln, stellt auch noch die Stammdruckerei von Versorgerin & Referentin Mitte 2023 wegen steigender Papier- und Energiekosten ihren Betrieb ein.

Um letztere abzufedern, wird hierzulande primär auf sozialpartnerschaftliche Verhandlungen gesetzt – in Großbritannien stehen die Zeichen auf Arbeitskampf, wie *Stefan Dietl* berichtet. *Till Schmidt* nähert sich dem Begriff des Populismus, *Erwin Riess* zeigt dessen Praxis in einer neuen Groll-Geschichte und *Svenna Triebler* widmet sich dem Vokabel von der »Technologieoffenheit« bei erneuerbaren Energien. *Barbara Eder* rezensiert Tiago Saraivas »Fascist Pigs«, *Ronny Günl* Josefine Rieks Roman »Der Naturbursche« und *Melanie Letschnig* teilt ihre Beobachtungen zu Ruth Beckermanns Film »Mutzenbacher«. *Helmut Donat* porträtiert den Ökonomen & Pazifisten Oskar Stillich, *Magnus Klaue* den Kinderanalytiker Donald W. Winnicott und dessen Arbeiten zur Subjektgenese und *Marcel Matthies* setzt sich mit der literarischen Gestaltung jüdischer Identitäten auseinander.

Um auf die Weltenlage zurückzukommen – da dekretieren die einen nassforsch *resistance is futile*, während andere sich an ein *resistance is furtile* klammern.

Die Stadtwerkstatt siedelt 2023 mit dem Jahresclaim COLD RESISTANCE zwischen kaltem Widerstand und Kälteresistenz, zwischen Tech-Anarchia und warmer Klimakatastrophe, zwischen kühler Kritik des Verstandes und widerständiger Welt des Rückzuges. Draußen: Smash! Drinnen: Im Bett liegen und kritisch sein! Außerdem Texte zu Archivprojekten, künstlerisch bearbeitetem Wildwuchs und einer Ausstellung in der Albertina mit STWST-Bezug. Letzterer verdankt sich auch das Cover (Hauenschild Ritter: Lichtung, 1994, Ausschnitt), das eines der Werke zeigt, als es noch nicht in der Albertina, sondern im Saal der STWST hing.

Auf einen langen Winter der Technogie (RIP, H.M. Enzensberger) spekuliert

die Redaktion

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Achtes Hauptstück:
Von den Versuchungen und Täuschungen

Was ist eine Versuchung?
Ein heftiger und gewisser Maßen gewaltsamer Reiz des Journalismus zum Bösen – gemeinhin wird »Korruption« als dieses Böse verstanden; wir fassen darunter aber nur solche, die augenscheinlich und aktenkundig wird, weil das Auflage und Anzeigenakquise schadet.

Was ist eine Täuschung?
Eine falsche Beredung, welche den Journalismus betrügt und ihn unter dem Scheine der Unabhängigkeit zur Unrentabilität verführen will.

Wie vielerlei Versuchungen gibt es?
Man kann die Versuchungen vielfältig abtheilen. Erstens in Hinsicht auf den Pressmenschen, der verschiedenartig davon ergriffen wird; denn einige machen die Reputation gar zu verzagt, andere erheben sie über Gebühr. Auf die erste Gattung beziehen sich die Beunruhigungen des Gemüthes – der Hang zu Blood & Gore Journalism, Doom & Gloom Clickbaits, Celebrity-Voyeurismus und Hochjazzen emotionalisierter Scheindebatten. Man mag dies als Kapitulation vor einem imaginierten journalistischen Ethos ansehen – ins Reich des Bösen wandert aber nur, wer sich dabei erwischen lässt, mittels der Androhung von Enthüllungen Anzeigen oder Exklusivgeschichten abzupressen. Zur zweiten Gattung gehört alles, was sich scheinbar an der StVO der *high road* orientiert – der Ton ist salbungsvoll, das Gebaren manierlich. Propaganda von Regierungen, PR-Agenturen oder Think-Tanks wird nicht als solche bezeichnet, aber verbreitet – basierend auf »informierten Kreisen«, »Hintergrund«- und Kamingesprächen; gerne auch in Form von Homestories. Kritik wird gefordert, aber nicht toleriert und die Medaille hat immer zwei – gleichwertig glänzende – Seiten. Auch die Vorteilnahme ist diskret – man trifft sich in Clubs und beim Essen, plant Karrieren um Sekt O'Clock zwischen Gaumenkitzlern und Ohrenschmeichlern. Der Sündenfall besteht auch hier darin, bei den Abmachungen schriftliche Spuren zu hinterlassen, denn: *Alter - dann geht's aber ab.*

Ferners erhalten die Versuchungen ihre Benennung in Hinsicht auf ihren Gegenstand, wozu sie antreiben (mehr Geld, höhere Posten). Endlich kann man sie auch nach den verschiedenen Tugenden, welche sie anfeinden, unterscheiden (*Integrität or simple human decency*).

Welche sind die Rettungsmittel bei den Versuchungen?
Wachet und betet, sagt der Presserat, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet (aber auch ER kann geschlossene Druckereien nicht wiedererwecken). Besonders den Versuchungen gegen offensichtliche Käuflichkeit (Nota bene: *Für's Inserat gibt's ein Gegengeschäft*) muß man begegnen mit Homilien auf die segensreiche Kraft der vierten Gewalt und Enunziationen, wonach die eine (redaktionelle) Hand nicht wisse, was die andere (kaufmännische) tue – je nachdem, welche juckt, sind Neuigkeiten oder Geld zu erwarten. Schließlich aber auch mit der Aufgabe jeglichen Anspruchs auf journalistische Glaubwürdigkeit: Anstatt ökonomische Sachzwänge zu den *Morlocks* der schönen Pressmaschine zu machen, auf deren Rücken die ätherischen *Eloi* schöngeistern, sollte die zuvor verfemte Antriebskraft *wholeheartedly embraced* werden. Nachdem der Überbau ohnehin à la longue vom Unterbau gefressen werden wird, lasst uns rufen: *Si, cazzo! We're open for business, alles ist käuflich, tout va, everything must go...* Diejenigen aber, welche von Vermessenheit und eitlem Vertrauen auf sich versucht werden, müssen sich befleißigen, ihre Hände in Unschuld zu baden, nachdem die eine die andere gewaschen hat. Aber die Versuchungen des Hasses und des *scoop envy* gegen den *journalistic competitor* darf man nicht dadurch bekämpfen, daß man davor flieht; sondern man muß denen, gegen welche wir eine Abneigung haben, entgegengehen, ihnen mit Höflichkeit begegnen und sanft und demüthig mit ihnen reden (oder sie mit Material aus der Giftküche abschießen).

Wie vielerlei Täuschungen gibt es, die journalistischen Personen nachstellen?
Es gibt derer drei, welche mit den Stufen der Vollkommenheit, der der Anfänger, der der Fortschreitenden und derer der gänzlich Vollkommenen, im Verhältnis stehen.

Welche Täuschung ist für die Anfänger gefährlich?
Diese, daß die Anfänger, getrieben von einem blinden, unbescheidenen Eifer, den *First-mover Advantage* zu realisieren, ein gehöriges Ziel und Maß überschreiten, und dadurch ihrer Karriere beträchtlich schaden. Die Augen auf die *breaking story* gerichtet, verlassen sie den Mittelweg und wirbeln bei ihren Recherchen Staub auf, der auch von der Chefredaktion nicht so ohne weiteres unter den Teppich gekehrt werden kann, damit nicht *die Falschen* Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit werden. Andererseits ist ein wenig Angstschweiß auf dem Antlitz der *best buddies* in Politik & Wirtschaft kaum mit Gold aufzuwiegen, weil er den Preis für Interventionen in die Höhe treibt und sie gefügiger macht.

Wie kann man sich gegen diese Täuschungen in Acht nehmen?
Die sich der Tugend ergeben, müssen ganz und gar ihrer Klugheit mißtrauen, und der Leitung der Chefredaktion in allen Stücken folgen, damit sie vom Herausgeber zur Belohnung des Gehorsams gegenüber denen, die über Inserate entscheiden, auf den Weg der Leitung eines eigenen Ressorts geführt werden.

Welches ist die andere Täuschung?
In diese fallen leicht solche, welche in der Verwohlfeilerung des journalistischen Lebens zwar schon einige Fortschritte gemacht haben, nun aber auf einmal das, was in der Vollkommenheit das Höchste ist, erreichen wollen. Sie betrachten nämlich die (symbolischen und finanziellen) *benefits and compensations*, deren vollkommenen Reinerlös sie im Zustande der Einigung genießen. Angelockt und entzündet von der Begierde darnach, strengen sie alle Kräfte an, um sich zu einem so wonnevollen und glückseligen Zustand mit Gewalt zu erheben. Nun scheint es ihnen, sie hätten den Gipfel und die oberste Stufe der Vollkommenheit schon erklommen und behaupten, in diesem einfältigen Aufblicke sey für sie schon alles in Bereitschaft.

Was widerfährt endlich solchen Menschen?
Wenn sie alt werden, oder etwa in eine Korruptionsermittlung sich versetzt sehen: so kömmt es zum Vorscheine, wie sie wirklich beschaffen sind, nämlich leer von der Gnade und von Tugenden, und ganz unbereitet, weil sie den gebahnten und nothwendigsten Weg, und die feste Grundlage (das Fundament) des ganzen geistigen Gebäudes außer Acht gelassen haben, indem sie das eigene Fortkommen über das Wohl des Verlags gestellt haben.

Wie kann eine so gefährliche Täuschung beseitigt und geheilt werden?
Durch Versetzung in das *Society-Ressort*, wo zu forsches Vorgehen allenfalls den Groll verzärtelter Promis nach sich zieht, die sich in ihrer Wertschätzung gemindert sehen. Da diese aber auch für die gehobene Presse am interessantesten sind, wenn sie ruiniert und verzweifelt sind, kann das dem *news outlet* nur recht sein.

Welches ist die dritte Gattung der Täuschungen?
Von dieser werden Menschen betrogen, welche auf den journalistischen Wegen schon ziemlich bewandert sind und viele Fortschritte gemacht haben. Einige von ihnen lassen sich von einer fühlbaren Süße und von den Wonnen des medialen Lebens unmäßig festhalten. Daher kommt es dann, daß solche Leute, voll von sich selbst und trunken von Eigendünkel, wähnen, *that they pull their own weight*. Tatsächlich machen sie sich gerade dadurch, dass sie sich nicht um die *größeren strategischen Zusammenhänge* kümmern, mehr zu einer *liability* als einem *asset*. Sie haben die falsche Süßigkeit gekostet, die Mächtigen erbleichen zu lassen, ohne aber ihrer *corporate responsibility* gewahr zu sein und das Unternehmen, dem sie alles verdanken, dem Unflathe aussetzen.

Was für ein Hilfsmittel gibt es gegen diese Täuschungen?
Wie ein guter Apportierhund muss der Pressmensch darauf gedrillt sein, die fütternde Hand zwar anzubellen, aber niemals wirklich zu beißen. Am besten lässt sich derartige Fügsamkeit im Rahmen der Ausbildung trainieren – etwa in *Kontentagenturen* und *Media Hubs*.

Mit diesem achten Hauptstück endet der erste Teil – das erste Hauptstück des zweiten Teils handelt von den Krankheiten der journalistischen Seele.

Am Taubenmarkt

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

»Warum haben Sie mich hierher bestellt«, fragte der Dozent und schüttelte Herrn Groll die Hand.
»Weil ich wußte, daß Sie an der Uni eine Vorlesung über ‚Jugendkulturen und Gewalt' halten. Und zweitens, weil der Taubenmarkt jener Platz in Linz ist, an dem Fragen des gesellschaftlichen Lebens öffentlich verhandelt werden.«
Der Dozent sah sich um. »Ich sehe keine Tauben.«
»Aber es gibt Waldviertler Würste – falls der Würstelstand geöffnet hat.«
»Ich komme von dort. Waldviertler gibt es nicht, dafür eine Joe Biden Käsekrainer.«
»Entsetzlich«, sagte Groll und schüttelte sich.
»Aber ich sehe alte Menschen, die auf den Bänken sitzen oder vor den Auslagen stehen. Mit einer Tüte in den Händen. Einer Tüte voll Brot.«
»Sie haben recht«, sagte Groll. »Obwohl es hier keine Tauben gibt, werden sie gefüttert. Falls sich irrtümlicherweise doch eine Taube auf den Platz verirren sollte …«
»Wurden die alten Herrschaften hierher beordert«, führte der Dozent den Gedanken fort.
»Hoffentlich nicht unter der Androhung von Sozialkürzungen«, schloß Herr Groll den Gedanken ab. »Halloween ist ja noch verwerflicher und dümmer als ‚Licht ins Dunkel', und das will etwas heißen. Ein Karneval von Neonazis und geistigen Himmelsstürmern.«


Bild: Versorgerin

Verirrte Eigentümerversammlung am Linzer Taubenmarkt

»Vor wenigen Wochen ereignete sich hier auf dem Taubenmarkt ein öffentlicher Aufruhr, veranstaltet von über hundert vorwiegend afghanischen und syrischen Jugendlichen – eine Halloween-Feier im Zeitalter der ‚social medias'. Sie bewarfen Passanten und Polizisten mit Steinen und Böllern. Der Strom für die Straßenbahn mußte für drei Stunden abgedreht werden, denn einige Sprengkörper hatten die Stromleitungen der Tramway getroffen, worauf die Kabel lose auf den Boden hingen. Kabel, die unter Starkstrom standen.«
»Es bestand also Lebensgefahr«, resümierte Groll.
»Ich würde sagen, die Veranstalter und Teilnehmer des lustigen Halloween-Rummels haben nur bis zur nächsten Detonation gedacht.«
Herr Groll ergänzte. »Sie nahmen es billigend in Kauf, daß Menschen zu Schaden kommen. Wie sollte jemand wie ich sich vor einem geworfenen Böller in Sicherheit bringen? Soll ich mit meinem armen Joseph zur Seite springen? Vielleicht vor eine Straßenbahn? Oder die alten Menschen mit ihren Brottüten? Wer von den afghanischen und syrischen Kollegen hat an sie gedacht?«
»Die Dummheit der Jugendlichen ist grenzenlos. Ebenso grenzenlos ist aber auch die Freude der Asylgegner und Rassisten, die jetzt auf die Undankbarkeit und Gefährlichkeit der jungen Männer verweisen – mit dem Ziel, alle Asylwerber, egal ob Frauen und Kinder oder traumatisierte, der Todesmaschinerie des IS oder der Taliban entkommenen Flüchtlinge, ins schiefe Licht zu setzen«, sagte der Dozent bitter.
»Mir kann niemand erzählen, daß die Polizei die Aufrufe zum ‚Halloween-Krieg' in den sozialen Medien nicht gesehen hat. Nach dem Versagen der oberösterreichischen Behörden im Fall der Welser Ärztin Lisa-Maria Kellermayr, die sich – alleingelassen und von Coronanazis bedroht – das Leben nahm, ist das Versagen der Polizei offensichtlich. Jeder Mensch weiß doch, daß Teile der Jugend zu Halloween durchdrehen. Und wo verabreden sich die Jugendlichen? In den sozialen Medien! Da läge es doch wohl nahe, in diesen Tagen ein Auge darauf zu haben.«
»Das ist nicht fahrlässig, sondern eine behördliche Vorschubleistung krimineller Handlungen. Mit welchem politischen Zweck, darüber brauchen wie beide nicht zu rätseln.«
»Wie auch immer. Auf mich wirken die Ausschreitungen wie bestellt.«
»Das können Sie hier im Schutze der öffentlichen Anonymität leicht sagen. Schreiben würden Sie sich das nicht zu trauen.«
»Jeder Mensch weiß das.«
»Nur nicht die Linzer Polizei.«

»Es sollte mich nicht wundern, würden die Rädelsführer dieser Aktion in den Tagen davor Kontakte mit Freiheitlichen oder Neonazis oder beiden gehabt haben. Am Sonntag, den 7. November um sechs Uhr dreißig früh trat der Generalsekretär der FPÖ, Michael Schnedlitz, als Hauptredner einer öffentlichen Veranstaltung in der Wiener Innenstadt auf. Begleitet wurde er vom Kärntner »Coronaheld« Rutter, bei dem man nicht lang darüber nachdenken muß, woher er seine Befehle und das Geld für deren Umsetzung hat. Die Rechtsextremen schickten sich in der Folge an, den Balkon des Innenministeriums mit einem Transparent zu verzieren, auf dem zu lesen war: ‚Politiker einsperren – Grenzen zusperren'. Innenminister Karner zufolge konnte der Anschlag aber durch Beamte des Objektschutzes der Landespolizei Wien verhindert werden. Die Identitäten der Aktivisten wurden festgestellt, das Transparent eingezogen. Und Innenminister Gerhard Karner versicherte, dass man sich von Rechtsradikalen, deren Parolen und Hass nicht beeinflussen lassen werde. Sein Ziel sei der Kampf ‚gegen die brutale, menschenverachtende Schleppermafia.'«
»Eine Häufung von Adjektiven ist meist eine Lüge. Von der FPÖ sprach er nicht?«
Der Dozent schüttelte den Kopf.
»Das heißt, er führte die Rede von Schnedlitz weiter. Toller Mann, unser Innenminister. Und eine tolle Polizei, die seelenruhig zusieht, wie die Identitären sich auf dem Platz versammeln. Und weiter zusieht, wie ein Identitärer den Balkon des Innenministeriums erklimmt, um ein Banner zu enthüllen. Weiß man denn Näheres über Schnedlitz?« erkundigte sich Groll.
»Freilich«, sagte der Dozent beflissen. »Er folgte 2019 dem langjährigen FPÖ-Generalsekretär Harald Vilimsky nach, der dem Schlachtenlärm des Ibizaskandals entkam und sein segensreiches Wirken seither als Abgeordneter in Brüssel entfaltet. Der 1984 in Tamsweg geborene Michael Schnedlitz ist Nationalratsabgeordneter der FPÖ, des weiteren bekleidet er das Amt des Bürgermeister-Stellvertreters in Wiener Neustadt, wo er auch Stadtrat für Wohnen und Soziales ist. Wiener Neustadt war bis 2015 eine Hochburg der SPÖ. Seither regiert dort die ÖVP mit dem Bürgermeister Schneeberger, seit 2020 in einer Koalition mit den Freiheitlichen und der SPÖ.«
»Eine gewagte Mischung«, sagte Groll.
»Sie zeigt, was alles noch kommen kann«, erwiderte der Dozent. »Weiter zu Schnedlitz: Sein Zwillingsbruder besuchte in Wiener Neustadt das Militärrealgymnasium, dorthin war auch Michael gefolgt. So manche Kontakte mit Identitären werden wohl auf diese Zeit zurückzuführen sein. Außerdem schloß Schnedlitz Freundschaft mit Udo Landbauer, dem jetzigen FPÖ-Chef in Niederösterreich und Protagonist der sogenannten Liederbuch-Affäre in einer Burschenschaft, in deren ‚Bude' Lieder gegrölt werden, die zu einem neuerlichen Massenmord an den Juden aufrufen.«
»Ich kann mich erinnern. Er habe dieses Lied nie gesungen, rechtfertigte sich Landbauer. Damit galt er bereits als reingewaschen.«
Der Dozent fuhr in seinem Bericht fort: »Schnedlitz schloß sich dem Ring Freiheitlicher Jugend (RFJ) an, weil ihm bei anderen Parteien die rechte Linie fehlte. Als Generalsekretär der Bundes-FPÖ soll der noch junge Schnedlitz den Kommunikations-Auftritt der FPÖ modernisieren. Aus dem Jahr 2016 ist ein derartiger Auftritt bekannt. Laut einem Dossier von »SOS Mitmensch« grüßte Schnedlitz bei einer Kundgebung wie folgt: ‚Liebe Identitäre Bewegung, ich begrüße euch recht herzlich in Wiener Neustadt! Hier seid ihr herzlich willkommen! Bewegungen wie die Pegida in Deutschland, die sind die Speerspitze, die die Bevölkerung im Kampf gegen die Bundesregierung und gegen dieses System noch brauchen wird.'«
»Er teilt mit den einstigen Nazi-Führern nicht nur das Weltbild, sondern auch die Unkenntnis der deutschen Sprache«, sagte Groll. »Schnedlitz' Liebe zu den Identitären ist also notorisch. Es ist immer wieder erstaunlich, welch lupenreine Demokraten von den Wählern ins Parlament entsandt werden.«
Der Dozent lächelte. »Die SA war zu chaotisch, um aus freien Stücken Überfälle und Fememorde gegenüber Gewerkschaftern, Kommunisten und Sozialdemokraten zu verüben. Sie benötigte eine Partei im Hintergrund, die die Rolle des braunen Hirns übernahm.«
»Diese Partei gibt es heutzutage auch«, bekräftigte Groll. »Und wenn ÖGB und SPÖ weiter Dienst nach Vorschrift machen, müssen sie froh sein, wenn ihnen in nicht allzu langer Zeit Bundeskanzler Kickl die Rolle des Juniorpartners zuweisen wird. Siehe Wiener Neustadt.«
»Sie werden die Demütigung schlucken und annehmen. Aus Verantwortung gegenüber dem Land.«
Der Dozent wandte sich um. »Die alten Leute mit den Tüten …«
»Was ist mit Ihnen?«
»Sie warten geduldig …«
Groll schaute den Dozent fragend an.
»Ich dachte eben … Wenn die Menschen nicht auf Tauben warten …«
»Dann?«
»Nennen Sie mich jetzt bitte nicht naiv.«
»Reden Sie schon!«
»Ich dachte, vielleicht warten die alten Menschen … auf den Frieden.«
»Auf den Frieden?«
»Ich meine … Es könnte immerhin sein.«
»Das täte Ihrem sanften Gemüt schmeicheln. Aber ich muß Sie enttäuschen. Die Leute warten auf die Öffnung des Sozialmarktes um die Ecke. Und weil sie sich dafür genieren, ihre Armut vor den Gaffern auszustellen, haben sie sich hier auf den Taubenmarkt begeben und tun so, als würden sie Tauben füttern.«
Der Dozent wandte sich um und betrachtete zwei alte Männer, eine großen und einen kleinen. Der Große trug einen verschlissenen Mantel, der Kleine steckte in einem zu engen Parka. Als sie das Interesse des Dozenten bemerkten, schlug der Große verschämt die Augen nieder. Der Kleinere streckte dem Dozenten die Tüte mit dem Vogelfutter entgegen. Sein Blick war streng und hart. Der Dozent wandte sich verschämt ab und verfolgte die Ankunft einer Straßenbahn. Auf den Seitenblechen wurde für Fernreisen in die Karibik geworben.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein aktueller Roman »Herr Groll und die Wölfe von Salzburg« erschien im September 2021 im Otto Müller Verlag.

Autoritäre Dynamiken

Till Schmidt nähert sich dem Begriff des Populismus auf Basis einer aktuellen Textsammlung zum Thema.

Politiker, die sich im Namen eines ominösen »Volkswillens« gegen eine »allmächtige Elite« in Stellung bringen, machen sich schnell verdächtig. Das liegt weniger daran, dass sie häufig selbst aus elitären Kreisen stammen. Problematisch ist vor allem der politische Alleinvertretungsanspruch. Autoritäre Politikstile inklusive der Durchsetzung von identitären Reinheitsfantasien sind in ihm bereits angelegt. Aus Andersdenkenden werden schnell »Volksverräter«; aus Gegnern im politischen Wettstreit eine Verschwörung von Feinden.

Für eine differenzierte Analyse von Macht- und Herrschaftsbeziehungen in demokratischen Verhältnissen ist das Schema »Volk vs. Elite« in der Regel zu starr und rigide. Der in der Alltagssprache verwendete Vorwurf, eine unzulässige Vereinfachung sei »populistisch«, trifft daher einen gewissen Punkt. Gleichzeitig ist nicht jedes vereinfachende Sprechen Ausdruck von Populismus, da Politik stets auf Simplifizierungen angewiesen ist. So etwa in der Kommunikation zwischen politischer Führung und Bevölkerung; oder in der parlamentarischen Auseinandersetzung zwischen Regierung und Opposition.

Was genau aber ist dann Populismus, dieses in den letzten Jahren so viel und kontrovers diskutierte Phänomen? Das ist keine leicht zu beantwortende Frage, gerade vor dem Hintergrund der immensen Vielfalt der Bewegungen und Parteien, die ihm zugeordnet werden. Die Forschungslandschaft hat sich inzwischen stark ausdifferenziert, die wissenschaftliche Literatur zum Thema scheint unerschöpflich. Populismus wird dabei unter anderem verstanden als spezifischer Diskurs, als bestimmte Ideologie, politische Strategie und Mobilisierungstechnik oder als eigener politischer Stil.

Ein dieses Jahr bei Suhrkamp erschienener Reader versammelt vierzehn Aufsätze, die, so Herausgeber Kolja Möller, Grundlagentexte für die Debatte zum Thema Populismus darstellen. Der Sammelband umfasst neuere Studien ebenso wie klassische theoretische Texte. Die meisten Beiträge setzen sich dezidiert kritisch mit dem Phänomen des Populismus auseinander und verstehen ihn als eine zentrale politische Herausforderung unserer Zeit. Aus dem Rahmen fällt lediglich Ernesto Laclaus Plädoyer für einen linken Populismus aus dem Jahr 1979.

Etymologisch auf das lateinische »populus« (dt. Volk) zurückgehend, sei das, was heute als Populismus bezeichnet wird, stets Teil politischer Ordnungen gewesen, bemerkt der Herausgeber in seinem Vorwort. Die Sozial- und Politikwissenschaft hingegen habe sich erst ab den 1960ern ausdrücklich am Begriff des Populismus abgearbeitet. Bereits früher veröffentlichte Texte bieten aber ebenfalls wichtige Grundlagen und Erkenntnisse. Im Reader abgedruckt sind daher Beiträge von Antonio Gramsci zum Begriff der Hegemonie (1932–33), von Leo Löwenthal und Norbert Guterman zu faschistischen Propagandatechniken (1949) sowie von Franz Neumann zur Massenpsychologie (1954).

Zentrale Texte des Sammelbandes versuchen zunächst, generische Merkmale des Populismus herauszuarbeiten. Das ist besonders sinnvoll wegen seiner unbestimmten Verwendung in der Alltagssprache und weil das Etikett »populistisch« oftmals zur Diskreditierung politischer Gegner benutzt wird. Die Politikwissenschaftlerin Karin Priester bestimmt den Populismus als ein Phänomen, das auf besondere Weise ideologisch leer, dünn und flexibel ist. Letztlich bleibe nur das bereits erwähnte Grundprinzip: einer mächtigen, korrupten Elite wird homogenisierend, antagonistisch und stereotyp ein unschuldiges, authentisches Volk gegenübergestellt.

Welche Verbindungen dabei zu sogenannten »host ideologies« (wie Liberalismus oder Sozialismus) eingegangen werden, variiere im Einzelfall. Häufig rücke der Populismus die Exklusion bestimmter Bevölkerungsgruppen in den Vordergrund, etwa von Immigranten oder von politisch Andersdenkenden. Andere Varianten betonen jedoch stärker die Inklusion von schlechter Gestellten, so wie im Fall von linken Populismen in Lateinamerika. Priesters Aufsatz ist inhaltlich sehr dicht und berührt viele Aspekte des Populismus, die in anderen Texten des Sammelbandes ebenfalls Thema sind. Dazu gehört die große Bedeutung von manipulativen Agitationstechniken, die sich genauer als Demagogie denn als Populismus bezeichnen lasse. Das ist eine wichtige Präzisierung.

Populismus
Ein Reader
Herausgegeben von
Kolja Möller
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

Erhellend für die Analyse jener Agitationstechniken ist vor allem ein Kapitel aus Leo Löwenthals und Norbert Gutermans *Falsche Propheten* aus dem Jahr 1949. Das in Gänze absolut lesenswerte Buch ist kürzlich bei Suhrkamp neu aufgelegt worden (siehe auch Versorgerin #130) und scheint inzwischen vom Geheimtipp zum Klassiker avanciert zu sein. Seine zentralen Themen sind die Mechanismen und Motive faschistischer Propaganda US-amerikanischer Agitatoren der damaligen Zeit. Als einer der letzten Mitarbeiter des Frankfurter Institutes für Sozialforschung war Leo Löwenthal 1934 vor den Nazis nach New York emigriert.

Löwenthal und Guterman arbeiten heraus, dass die zentrale Funktion der Äußerungen des Agitators in der »Auslösung von Bestätigungs- oder Frustrationsreaktionen« liegt. In der Folge würden seine Zuhörer sich »willig seiner Führung überlassen«. Dafür bediene sich der Agitator unbewusster Sehnsüchte seiner Zuhörer und lenke deren Triebimpulse in eine bestimmte Richtung. Das Unbehagen, das die Zuhörenden angesichts tiefgreifender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Veränderungen und Krisen empfinden, werde auf manipulative Weise aufgegriffen.

Mit der Beziehung zwischen Masse und Agitator beschäftigt sich auch Franz Neumann. In »Angst und Politik« (1954) geht es um die affektive Identifizierung mit einer demagogischen Führerfigur. Dadurch würden Individuen versuchen, ihre Angst, die etwa durch Krieg oder Hunger entsteht, zu überwinden. Letztlich würde diese Angst aber nur in eine neue Form der Angst verwandelt und über Propaganda und Terror institutionalisiert. Vorteile ziehen daraus vor allem der Führer und seine Clique. Ebenso wie im Auszug aus *Falsche Propheten* findet sich in Neumann Aufsatz Vieles, das dabei hilft, autoritäre Dynamiken besser zu verstehen. Dazu gehört auch die Rolle von Verschwörungsmythen.

Die dem Populismus inhärenten Feindbildkonstruktionen und ihre situative Aktivierung thematisiert auch der russisch-britische Philosoph Isaiah Berlin. Zudem verweist er auf Modernisierungsprozesse als Kontexte für die Empfänglichkeit von Gesellschaften für Populismus. Man merkt: in diesem Text aus dem Jahr 1967 wird gerade erst mit dem Versuch begonnen, den Gegenstand zu fassen. Ähnlich assoziativ geht der deutsch-britische Soziologe Rolf Dahrendorf in seinen »Acht Anmerkungen zum Populismus« aus dem Jahr 2003 vor.

Dahrendorf betont die Bedeutung des Protests für populistische Bewegungen und Politiker, ihre Affinität zu Plebisziten sowie ihre Unfähigkeit, gut zu regieren. Der Erfolg von Populisten zeuge immer auch von der Schwäche der Parlamente. In ihnen passiere genau das, was der Populismus per defintionem negiere: eine detaillierte Debatte sowie deren Übersetzung in auf Kompromiss abzielende politische Entscheidungen. Mit dem Problem des anti-pluralistischen Alleinvertretungsanspruchs beschäftigt sich auch der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller in seinem Aufsatz »Was ist Populismus?« (2016).

Im konkreten Einzelfall sei der Begriff des Populismus jedoch viel zu unbestimmt, argumentiert Wilhelm Heitmeyer in seinem Text zur Alternative für Deutschland (AfD). Erst mit einer differenzierteren Begrifflichkeit ließe sich die Spezifik dieser Partei auf den Punkt bringen. Auf Grundlage einer Analyse von Einstellungsmustern von Funktionären und Wählern, zentralen programmatischen Aussagen sowie dem politischen Mobilisierungsstil der Partei schlägt Heitmeyer vor, die AfD nicht bloß als »populistisch«, sondern als Protagonistin eines »autoritären Nationalradikalismus« zu charakterisieren.

Was genau er mit diesem Begriff meint, führt Heitmeyer detailliert aus. Der Aufsatz, der seiner Monographie *Autoritäre Versuchungen* aus dem Jahr 2018 entnommen ist, macht ein weiteres Mal deutlich, wie vage der Begriff des Populismus letztlich ist – und wie sehr er die inzwischen noch mehr radikalisierte AfD verharmlost. Eine weitere Stärke von Heitmeyers Text ist die Frage nach den sozio-ökonomischen und politischen Erfolgsbedingungen für den autoritären Nationalradikalismus. Dieser Frage gehen auch Cas Mudde (2004), Philip Manow (2018) sowie Armin Schäfer und Michel Zürn (2021) in ihren Beiträgen nach – allerdings aus jeweils eigenen Blickwinkeln.

Insgesamt ist *Populismus. Ein Reader* ein inhaltlich reichhaltiger, sehr dichter Band. Er versammelt weniger Fallstudien zu konkreten Ausprägungen des Populismus, sondern versucht vor allem, das Feld möglichst breit abzustecken. Dabei beschränken sich die Texte weitgehend auf Europa und die USA. Dass es thematisch manchmal etwas unübersichtlich wird, liegt in der Natur eines Readers. Was aber fehlt, sind genauere Einführungen oder auch Kommentare zu den einzelnen Beiträgen. Dadurch ließen sie sich historisch und politisch genauer einordnen und auch miteinander in Bezug setzen. Für sich genommen sind aber alle Beiträge lesens- und diskutierenswert.

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

The working class is back

Stefan Dietl über die neu erwachte Kampfkraft der britischen Gewerkschaften.

Trotz aller medialen Warnungen vor einem »heißen Herbst« ist es hierzulande erstaunlich ruhig auf den Straßen. So folgten im September nur etwas mehr als 30.000 Menschen dem Aufruf des ÖGB, in allen Bundesländern gegen die wachsende Teuerung auf die Straße zu gehen. Auch im benachbarten Deutschland führt die rasante Inflationsentwicklung kaum zu Protesten. Ein gemeinsamer Aktionstag von Gewerkschaften, Umweltorganisationen und Sozialverbänden am 22. Oktober in sechs deutschen Großstädten verzeichnete gerade einmal 20.000 Teilnehmer. Gewerkschaftliche Massendemonstrationen oder gar kontinuierliche Arbeitsniederlegungen gegen die Abwälzung der Krisenkosten auf die Lohnabhängigen bleiben bisher sowohl in Österreich als auch in Deutschland aus.

Anders in Großbritannien. Das Vereinigte Königreich erlebt seit dem Sommer die größten und härtesten Arbeitskämpfe seit der Thatcher-Ära und der historischen Niederlage der britischen Gewerkschaftsbewegung im Bergarbeiterstreik 1984/85. Hunderttausende haben in den vergangenen Wochen bereits die Arbeit niedergelegt. Die Streikwelle hat inzwischen beinahe alle britischen Wirtschaftszweige erfasst und immer wieder stehen über Stunden oder Tage weite Teile der britischen Infrastruktur still. Den Anfang machten dabei im Juni die Bahnarbeiter der Transportgewerkschaft RMT (National Union of Rail, Maritime and Transport Workers). Seit Monaten sorgen die rund 40.000 Streikenden im intensivsten Arbeitskampf seit Jahrzehnten für tageweisen Stillstand auf den britischen Gleisen.

Es kommt einem vor, als hätte die britische Arbeiterbewegung auf dieses Fanal nur gewartet. Während die konservative Regierung mit wütenden Reaktionen der betroffenen Fahrgäste rechnete und versuchte, diesen Hass gezielt zu schüren, erfuhren die Streikenden eine unerwartete Welle der Solidarität. Statt bedroht zu werden, wie noch in der Vergangenheit, werden Streikposten um Fotos gebeten und ihnen Essen und Trinken angeboten. Laut Umfragen unterstützen 45 Prozent der Britinnen und Briten die Forderungen der Eisenbahner. In kürzester Zeit avancierte der dem linken Flügel der Gewerkschaftsbewegung zugerechnete RMT-Generalsekretär Mick Lynch zur nationalen Berühmtheit und zur Symbolfigur für das neue Selbstbewusstsein der britischen Arbeiterklasse. Videos von seinen kämpferischen und unnachgiebigen Auftritten in Talk-Shows und Interviews wurden in sozialen Netzwerken massenhaft geteilt. Inzwischen hat sich ein regelrechter Personenkult um Lynch eingestellt. Sein Porträt, versehen mit der Aufschrift »Mick Lynch – Held der Arbeiterklasse«, findet sich nicht nur an Häuserwänden, sondern auch auf Teetassen und T-Shirts.



Mitglieder der Gewerkschaft RMT beim Streik nahe der Cambridge railway station

Kurz darauf folgten die Beschäftigten der Royal Mail dem Beispiel der Bahnbeschäftigten. 115.000 Postler traten zum ersten Mal seit 13 Jahren in den Streik. Alleine im Oktober und November streikte die Communications Workers Union (CWU) 19 Mal. Der Streikwelle angeschlossen haben sich inzwischen auch Busfahrer, Lehrer, Hochschulmitarbeiter, Pflegekräfte, Journalisten oder Rechtsanwälte. Selbst in Bereichen, die in der Vergangenheit kaum von Arbeitskämpfen betroffen waren, kommt es zu Arbeitsniederlegungen. So traten Callcenter-Beschäftigte und Techniker der British Telecom zum ersten Mal überhaupt in den Streik. Auch Sektoren, die lange als befriedet galten, da sie aufgrund ihrer hohen gewerkschaftlichen Organisierung und zugleich wichtigen Stellung im Produktionsprozess mit vergleichsweise hohen Löhnen ruhig gestellt wurden, schlossen sich der neuen Streikfront an. Beispielsweise die Hafenarbeiter im größten Containerhafen Großbritanniens Felixstowe, in dem täglich 10.000 Container abgewickelt werden und über den fast die Hälfte aller Waren ins Land kommt. 1900 Docker legten dort zum ersten Mal seit 1989 die Arbeit nieder. Ebenso wie ihre rund 600 Kolleginnen und Kollegen in Liverpool, die nach ersten Streiks im September im Oktober erneut für zwei Wochen in den Ausstand traten.

Begleitet werden die größten Arbeitsniederlegungen der jüngeren britischen Geschichte von einer breiten gesellschaftlichen Kampagne. Bereits im August riefen kämpferische Gewerkschaften, der linke Flügel der Labour Party, Sozialverbände und lokale Initiativen für bezahlbaren Wohnraum das Bündnis »Enough is Enough« ins Leben. 800.000 Unterstützer hat der Aufruf der Kampagne seither gefunden und es gelang, Zehntausende zu Solidaritätsdemonstrationen für die Streikenden zu mobilisieren. Als sich am 1. Oktober fast 200.000 Beschäftigte – von der Bahn, der Post bis zu den Universitäten – gleichzeitig im Streik befanden, wurden die Arbeitsniederlegungen von Solidaritätsdemonstrationen und -kundgebungen in mehr als 50 Städten begleitet. Auch die Klimabewegung mobilisierte für den 1. Oktober zur Unterstützung der gewerkschaftlichen Kämpfe. Es war der größte koordinierte Protest in Großbritannien seit Jahren.
An diesem Aktionstag beteiligte sich auch die Kampagne »Don't Pay«, die dazu aufruft, aufgrund der steigenden Kosten keine Energierechnungen mehr zu bezahlen und in der sich binnen kurzer Zeit 200.000 Menschen zusammengeschlossen haben. Die Kampagne schließt an die im angelsächsischen Raum verankerte Tradition der Verbraucherstreiks an und hat insbesondere den Widerstand gegen die 1990 unter Margaret Thatcher geplante Kopfsteuer zum Vorbild. Für die regierenden Konservativen ein schlechtes Omen. Die damalige Kampagne führte nicht nur dazu, dass die Steuerpläne letztlich begraben werden mussten, sondern leistete auch einen wesentlichen Beitrag zum Sturz von Margaret Thatcher.



»Enough is Enough« 2022

Regierung wie auch Unternehmen wurden von der massiven Streikwelle und der Rückkehr der Arbeiterbewegung in die gesellschaftliche und politische Öffentlichkeit sichtlich überrascht. Um den sich immer mehr ausweitenden Arbeitskämpfen Einhalt zu gebieten, greift die geschwächte konservative Regierung auf drastische Maßnahmen zurück und will mittels Repressionen und der Einschränkung gewerkschaftlicher Rechte ihre Handlungsfähigkeit wiederherstellen.
Schon heute gibt es kaum ein Land in Europa, in dem Streikmaßnahmen so strikt gesetzlich reguliert sind wie in Großbritannien. Nun blasen die Konservativen zum Generalangriff auf die Gewerkschaften. Bereits im Sommer wurde ein Gesetz verabschiedet, das den Einsatz von Zeitarbeitern als Ersatz für streikende Arbeiter erlaubt und die Geldstrafe für »rechtswidrige« Streiks auf eine Million Pfund vervierfacht. Auch der Einsatz von Streikposten wurde strenger geregelt.

Mit einem erneuten Gesetzespaket sollen nun Streiks im Verkehrswesen drastisch eingeschränkt werden. Künftig müssen Gewerkschaften auch bei Arbeitsniederlegungen eine Mindestversorgung sicherstellen. Es darf also zwar formal weiterhin gestreikt werden, nur die Züge müssen trotzdem rollen.
Auch Postdienste, der Energiesektor, Schulen und andere Teile des öffentlichen Dienstes soll die Neuregelung betreffen. Streikende können zudem leichter gekündigt werden, wenn sie an Arbeitskämpfen teilnehmen. Daneben soll die Zeitspanne zwischen einem Urabstimmungsbeschluss und dem ersten Streiktag verlängert werden und durch eine verpflichtende »Abkühlungsperiode« der Zeitraum zwischen zwei Streikmaßnahmen gesetzlich geregelt werden.
Eine effektive gewerkschaftliche Organisierung wird so praktisch unmöglich gemacht.

Entsprechend scharf fällt der Widerspruch der Gewerkschaften aus. Mick Lynch spricht vom »größten Angriff auf die Bürgerrechte seit der Legalisierung von Gewerkschaften im Jahr 1871«. »Dieses zynische Gesetz verbietet wirksame legale Arbeitskampfmaßnahmen unserer Eisenbahner. Alle Demokraten, ob innerhalb oder außerhalb des Parlaments, müssen sich diesem drakonischen Versuch widersetzen, gegen das grundlegende Menschenrecht auf Streik vorzugehen«, so Lynch. Die Maßnahmen der Regierung beantwortete er mit der Ankündigung von drei weiteren nationalen Streiktagen im November, in dem im ganzen Land die Bahnen stillstehen sollen und rief »alle Arbeiter in Großbritannien auf, den erbittertsten zivilen Widerstand zu leisten, in der stolzen Tradition der Chartisten und Suffragetten.«

Statt die Streikfront zu brechen, scheinen die Maßnahmen der Regierung derzeit das Gegenteil zu bewirken und dazu beizutragen, die Arbeitskämpfe noch stärker auszuweiten. Während sich die britischen Gewerkschaften auf die größte soziale Machtprobe seit Jahrzehnten vorbereiten und die vielfältigen Proteste gegen die Krisenpolitik der Tories immer mehr zur sozialen Bewegung zusammenwachsen, ist die oppositionelle Labour Party faktisch auf Tauchstation gegangen. Trotz zahlreicher Aufforderungen aus dem gewerkschaftlichen Lager schwieg die Labour-Führung um Parteichef Keir Starmer monatelang. Auch auf den Demonstrationen und Streikkundgebungen zeigten sich Starmer und Co. nicht. Immer wieder forderte der Labour-Chef hingegen dazu auf, die Streiks zu beenden und erteilte auch grundlegenden Sozialreformen zur Bekämpfung der Inflation – die er als »Geldzauberbaum-Ökonomie« verunglimpfte – eine Absage.
Dies führt zu wachsenden Konflikten zwischen Labour und den Gewerkschaften.
Ursprünglich aus den Gewerkschaften gegründet, sind die Verbindungen zur Labour Party traditionell eng. Auch die gewerkschaftliche Linke versteht sich ganz selbstverständlich als Teil von Labour. Angesichts des wirtschaftspolitischen Rechtskurses von Starmer drohen jedoch Teile der Gewerkschaften mit einem Ende der Finanzierung der Partei oder kündigen ihr Fernbleiben von Parteitagen an. Sollte sich Labour beim Konflikt um die neuen Anti-Streik-Gesetz nicht vehement an die Seite der Gewerkschaften stellen, scheint selbst ein vollständiger Bruch von Teilen der Gewerkschaftslinken mit Labour nicht mehr ausgeschlossen.



Militär im Hyde Park Corner als »Aid to the Civil Power« bei der Bekämpfung des Generalstreiks 1926

Statt auf eine politische Interessenvertretung durch die Labour Party setzen immer mehr auf die eigene gewerkschaftliche Organisations- und Kampfkraft. Die zunehmend über verschiedene Branchen hinweg koordinierten Arbeitsniederlegungen und der Kampf gegen die Einschränkungen des Streikrechts könnten eine neue Phase des Klassenkampfes in Großbritannien einleiten. Selbst ein politischer Streik scheint nicht mehr ausgeschlossen. So drängen Lynch und andere prominente Gewerkschafter den gewerkschaftlichen Dachverband Trade Union Congress (TUC) zur Ausrufung des Generalstreiks. Es wäre der erste seit beinahe 100 Jahren. 1926 traten die britischen Lohnabhängigen zum ersten und einzigen Mal in den Generalstreik. Allem Anschein nach ist die Arbeiterklasse nicht nur wieder zum Subjekt des Geschehens geworden, sondern sie versteht sich auch wieder als solches. Auf einer Kundgebung der Kampagne »Enough is Enough« brachte Mick Lynch dieses neue Verständnis auf den Punkt: »Die Arbeiterklasse ist zurück. Wir weigern uns, sanftmütig zu sein, wir weigern uns, demütig zu sein, wir weigern uns, auf Politiker und Politikerinnen zu warten – und wir weigern uns, weiterhin arm zu sein.«

---

*Stefan Dietl ist Autor und Journalist - zuletzt erschien von ihm das Buch »Die modernen Wanderarbeiter*innen. Arbeitsmigrant*innen im Kampf um ihre Rechte« im Unrast Verlag.*

Zucht und Ordnung

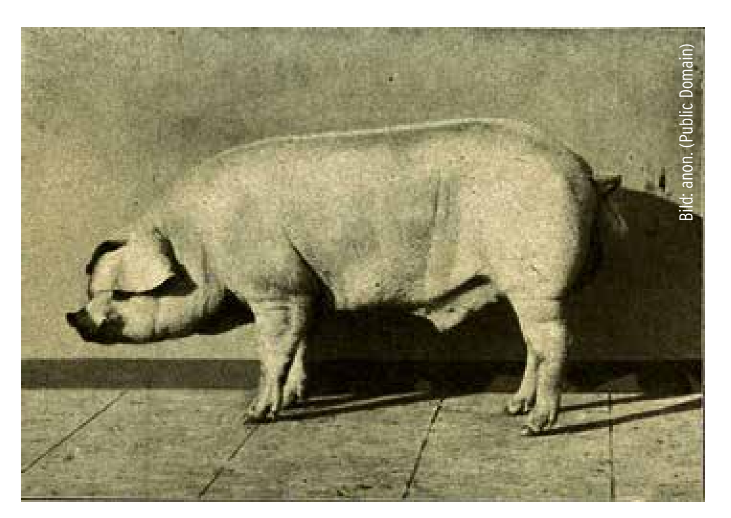
Mit »Fascist Pigs« legt Tiago Saraiva eine transnationale Geschichte technisch erzeugter Organismen im Faschismus vor. *Barbara Eder* über dessen Histoire croisée von Kartoffeln, Schweinen und Karakulschafen.

Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen – eine totalitäre Herrschaftsform mit unterschiedlichen nationalen Ausprägungen und zahlreichen kolonialen Ausläufern. Tiago Saraivas 2016 erschienene und 2018 neu aufgelegte Studie »Fascist pigs. Technoscientific organisms and the history of fascism« bringt all diese Schauplätze unter einen Hut. Die transnationale Verflechtungsgeschichte beginnt im präfaschistischen Deutschland der Zwanzigerjahre, erstreckt sich über Mussolinis Herrschaft in Italien, Äthiopien und Libyen und berücksichtigt ebenso Salazars Regime in Portugal und seinen ehemaligen Kolonien Angola, Mozambique, Guinea-Bissau, Timor und Macao.

Saraiva rekonzeptualisiert die Geschichte des europäischen Faschismus mit Blick auf jene neuartigen Allianzen zwischen Körper und Staat, die am Beginn der biopolitischen Wende standen. Michel Foucault zufolge ist es seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr das Schwert des Souveräns, das über Leben und Tod entscheidet; vielmehr rückt das, was die aufkommende Demografie als »Bevölkerung« entdeckte, ins Zentrum neuartiger Regierungsformen – mit dem Ziel, durch breit angelegte Maßnahmen der Verhaltenssteuerung und Techniken der Manipulation einen homogenen »Volkskörper« zu erschaffen. Ein solcher ist keine »natürliche« Entität, die anderen gegenüber als überlegen erscheint; mittels rassistischer Lehren, reproduktiver Reglements und hygienischer Maßnahmen musste diese Fiktion erst plausibilisiert werden. Die Idee der Nation rechtfertigt alle Opfer und Saraiva zufolge stand ihre Konstruktion im Zentrum einer »alternativen Moderne« (S. 3): Ihre Grundfesten sind nicht Klasse oder Ideologie, sondern Blut und Boden.

Für Saraiva bilden Faschismus und Biopolitik breite Allianzen, die Kontrolle des Lebens selbst ist ihr eigentlicher Nukleus; daraus resultiere auch das außergewöhnliche Interesse des NS-Regimes an einer Neuerfindung der Natur – Tiere und Pflanzen sollten zu seinen sinnbildlichen Verkörperungen werden. Jene, die sie anbauen und kultivieren mussten, firmieren bei Saraiva eher im Hintergrund, ihn interessiert vielmehr, wie bestimmte Organismen im Labor und am Acker zu Objekten nationalsozialistischen Wissens werden konnten. Die Liebe zum Schwein stand am Beginn dieser eigentümlichen Ätiologie: Nicht nur aufgrund des ihm zugebilligten Vermögens, ganze Völker zu ernähren, wurde es zum »Leittier« auf deutschem Boden; Richard Walther Darré, von 1933 bis 1942 Minister für Ernährung und Landwirtschaft und zugleich wichtigster Agrarideologe Nazi-Deutschlands, begründete diese Vormachtsstellung auch damit, dass es unter »Ariern« das beliebteste Opfertier gewesen sei; im Verzehr von Schweinefleisch manifestiere sich zudem der Unterschied zwischen Sesshaften und Nomaden – in der Sprache der Nazis: zwischen verwurzelten Deutschen und entwurzelten Juden.

Ohne Schwein keine Deutschen – für Darré war dies eine unverrückbare Devise. In den hungerreichen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg sorgte er für neue Maßstäbe in der Schweinezucht: Eine Elite-Armee von rund 32.000 »Frontschweinen« diente ihm als Experimentierfeld, unter strengen Auflagen – so etwa der rigiden Kartoffeldiät – wurde ihr Fettgehalt generationenübergreifend optimiert. Aufzeichnungen über Abstammung, Futteraufnahme und Krankheiten füllten die Tabellen der NS-Züchter:innen, gefolgt von einer langen Liste an biometrischen Vermessungsdaten: Voluminöse Rümpfe und ein tief liegender Brustkorb sollten dazu beitragen, die nationale Fettlücke zu schließen und das Land fit für den Krieg zu machen. Mit der Erfindung des »Frontschweins« war auch eine »Volksgemeinschaft« im Entstehen begriffen, die produktiv gedeihen und neue Gebiete besiedeln sollte. Bereits nach der NS-Machtergreifung im Jahr 1933 wurde der sogenannte »Reichsnährstand« gegründet, seither sorgte er für die »Bodenständigkeit« aller deutschen Tiere und Pflanzen. Schweinearten, die nicht zur Ernährung des »Volkskörpers« beitrugen, wurden eliminiert – in Saraivas Worten: »Only fat bodenständig pigs were fascist pigs, and they were the only ones that deserved to be part of the new fascist collective.« (S. 13).



Eber »Robust 301« im Alter von ca. 8 Jahren, abgebildet in »Die wichtigsten Blutlinien in der Zuchtgenossenschaft für das Meißner Schwein in Meißen (Sachsen).« (1921)

Der nationalsozialistische Kampf am Acker richtete sich gegen »Schädlinge« aller Art – während auf Ebene der Propaganda die Gleichsetzung von Jüd:innen mit schädlichem Getier vehement betrieben wurde, entstand auf deutschen Boden ein eigenes Forschungsinstitut für Kartoffelbau, das 1923 in die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem integriert wurde. Von den 1.500 bislang kultivierten Kartoffelarten waren im Jahr 1935 nur mehr rund 24 Varianten zum Anbau freigegeben; Orts- und Kreisbauernführer:innen kontrollierten die biologischen Aktivitäten und sorgten neben Sanktionen bei Zuwiderhandeln auch für andere Aktionen. Im Juli 1936 fuhr die erste Patrouille des »Kartoffelkäfer-Abwehrdienst« durch die Weiten des Saarlandes und seine Mannschaft setzte auf breite Beteiligung. Für die geplante Durchsuchung eines Kartoffelackers unterteilten sie alle Anrainer:innen in Kolonnen und einen Kolonnenführer; wer den ersten Kartoffelkäfer fand, erhielt eine »Kartoffelkäfer-Ehrennadel«; 1937 rühmte sich die NS-Propaganda dafür, dass bereits 80 Prozent des gehandelten Saatguts warzenfrei wäre – dank gezielter Züchtung galt die Pilzkrankheit als ausgerottet, der im Feld lauernde Feind als besiegt.

Verbreitung fand die faschistische Ideologie mitsamt ihren Vernichtungsplänen durch Arbeit auch in den italienischen und portugiesischen Kolonien in Afrika. Noch drei Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs verfolgte António de Oliveira Salazar dort ein gigantisches Baumwollproduktionsprogramm, zu dem Mussolini ihn inspiriert hatte. Während der portugiesische Faschismus vor allem den Weizenanbau forcierte, begann Hitler 1943 mit der Kolonialisierung der Ukraine. Sowjetische Experimentierstationen vor Ort wurden zwecks Anbau einer Pflanze, aus der Gummi für die kriegswichtige Produktion gewonnen werden konnte, geplündert. An der Grenze zwischen der Ukraine und Weißrussland ließ Heinrich Himmler, der von Göring zum Bevollmächtigten für Gummi-Plantagen ernannt wurde, Lager für Frauen und Kinder errichten, die zur Arbeit auf den von der SS verwalteten Kok-Sagyz-Plantagen gezwungen wurden. Aufgrund der Beschaffenheit ihrer Hände wurden sie als besonders geeignet für das Jäten und Ernten von Kok-Sagyz angesehen – eine traditionell im Kaukasus angebaute Kautschukwurzel, die auch als »russischer Löwenzahn« bekannt ist. Die in den peripheren Regionen der Sowjetunion kultivierte Pflanze war in Osteuropa exotisch, was ihren Anbau besonders beschwerlich machte – aufgrund der Sklavenverhältnisse vor Ort bezeichnet Saraiva das nur drei Kilometer von Auschwitz entfernte Arbeitslager in Rajsko auch als koloniale Außenstelle des KZs; dem Vernichtungslager war eine Zwangsarbeitsplantage vorgelagert.

Saraivas Blick auf das Geschehen in den Kolonien erweitert die Faschismusgeschichte um einen bislang wenig akzentuierten Aspekt – über Mussolinis Genozid in Äthiopien ist bis heute zu wenig bekannt und Hitlers »Osterweiterungen« wurden bislang nur bedingt unter Gesichtspunkten kolonialer Herrschaft betrachtet; was in »Fascist Pigs« weitgehend fehlt, ist eine Antwort auf die Frage danach, in welcher Weise die »Zuchtlehren« des NS über Flora und Fauna hinausgingen; faschistische Rassenlehren beschränken sich nicht allein auf Kartoffel, Weizen und Karakulschafe – sie betrafen vor allem jene, die als »inferiore Rassen« und »Arbeitstiere« die Versorgungsketten des NS aufrechterhalten mussten – unter Todesdrohung und am Ende aller Kräfte, doch niemals ohne Widerstand dagegen.



Tiago Saraiva
Fascist pigs. Technoscientific organisms and the history of fascism
MIT Press, 2016, 326 Seiten

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org/

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 8

Von Roland Röder

Der ewige Kampf mit dem Wasser

Während Bob Dylan ständig auf seiner »Never Ending Tour« ist, kümmere ich mich um meine ganz eigene Never Ending Story: Den Kampf mit dem Wasser. Es ist ein ewiger Kampf und deshalb episch. Mal gibt es zu viel, mal zu wenig, mal an der falschen Stelle und ein andermal stimmt der Aggregatzustand nicht. Dann nämlich, wenn Wasser in blank liegenden Heizungsrohren aus Kupfer im Winter anfängt zu frieren. Winter? Ja, ist ja klar, ich weiß, Erderwärmung und so. Aber dafür verschwindet der Winter ja nicht komplett. Und wenn dann die Temperatur nicht flugs wieder den Bereich unter null Grad verlässt, verliert das geduldige, wie leicht dehnbare Edelmetall Kupfer, das sich als Heizungsrohr sanft um dein ansonsten warmes Wasser im Heizungsrohr schmiegt, den Kampf gegen die Gewalt des Wassers und beschert unsereinem als Mieter oder Hausbesitzer jede Menge Wasser an Stellen, wo man es nicht gerne hat. Gigantisch wird es, wenn man nicht zu Hause ist und erst nach ein paar Tagen zurückkehrt. Wenn es richtig dumm läuft, katapultiert das Wasser das Haus in den Zustand der Unbewohnbarkeit. Und auch unsere Autos können vom Wasser gequält werden. Wenn beim Motor das Wasser sichtbar verdampft, ist meist der Kühlkreislauf in Schieflage geraten, was genau genommen einer Weiterfahrt im Wege steht. Ganz fies wird es für uns Autofahrer, wenn das Wasser den ihm zugewiesenen Platz – also den Kühlkreislauf – verlässt – und seine ihm zustehende Urlaubsreise zum Ölkreislauf unternimmt. Die fachliche Diagnose ist klar: Kopfdichtung kaputt. Wenn man es aber nicht rechtzeitig bemerkt, kann der Motor ordentlich Schaden nehmen, denn der Schmiereffekt von Wasser ist zwar gegeben, sonst würde man nicht an nassen Stellen ausrutschen. Aber der liegt nicht in der Liga von dem des Öls im Kreislauf des Motors.



Bild: Michael Kauffmann (CC BY 2.0 DE)

Kühlwasserauslauf des Kernkraftwerks Philippsburg (Karlsruhe)

Auch Atomkraftwerke haben oft Probleme mit dem Wasser? Wieso? Die verballern doch Uran zu Strom und nicht Wasser. Im Prinzip richtig, aber auch hier funktioniert nichts ohne Wasser als Kühlmittel. Ohne Kühlung macht es Bums und die Veranstaltung nennt sich GAU oder gar Super-GAU.

Und da es in Teilen Mitteleuropas seit Jahren einen Zustand der Trockenheit gibt, führen die Flüsse, an denen die AKWs meist stehen, im Sommer zu wenig Wasser für die Kühlung. Also wirklich, hätte man das nur früher gewusst bei der Planung der AKWs, dann hätte man womöglich auf das ein oder andere atomare Dingsbums verzichtet und der Menschheit, also uns allen, einen großen Gefallen getan. Zumindest hätte man uns dann weniger Risiko und russisches Roulette beschert. Aber was soll die Panikmache an dieser Stelle? Es ging ja bisher alles gut – zumindest in Mitteleuropa. Beim russischen Roulette kommt schließlich nicht sechsmal hintereinander eine Kugel aus dem Lauf. Die meiste Zeit passiert gar nichts Schlimmes. Also kein Grund für Panik, wir bleiben einfach locker.

Genau genommen dürften im Sommer an Flüssen keine AKWs laufen und Kühlwasser entnehmen, weil sie es wieder ordentlich erwärmt dem „natürlichen" Kreislauf im Fluss zurückgeben. Ordentlich erwärmtes Wasser im Sommer ist natürlich voll Kacke für die Fische im Wasser. Und der Sauerstoffgehalt des Wassers zeigt dann im Gegensatz zur Gaspreiskurve nach unten. Und wenn das eine zum anderen kommt und sich noch mit dem dritten Dingsbums verbindet, ist Chaos angesagt. Zu wenig und zu warmes Wasser in den Flüssen und schwups können nur noch wenig Schiffe mit wenig Ladung fahren. Drei Probleme, die uns beschäftigen werden, wenn wir so weitermachen. Wer ist hier wir? Die anderen. Ich bin schließlich für das Chaos mit dem Wasser nicht verantwortlich. Uns Kleingärtner hat keiner gefragt.

Immerhin, das in grauer Steinzeit mal in Österreich geplante AKW bei Zwentendorf wurde dank vernünftiger Menschen und Radau auf der Straße letztlich doch nicht gebaut. Trotz vorhandener Euphorie in den Planungsstäben. Dem voraus ging eine von Bundeskanzler Bruno Kreisky für den 5.11.1978 festgelegte Volksabstimmung, die aus dem Ruder lief.

Eigentlich war alles klar für die Freunde des atomaren Wums. Die Mehrheit war laut Umfragen dafür, nur 25% waren dagegen. Und dann gelang den Gegnern des russischen Roulettes mit wenig Geld der Turnaround und sie bescherten der Gegenseite einen Wahl-GAU und der Donau ein gemütliches und ökologisch unbedenklicheres Weiter so. Damals, als sie sich am friedlichen Donauwasser vergehen wollten, begann der schleichende Untergang der österreichischen Sozialdemokratie.

Um so besser, dass ich in der Bruthitze des Sommers mein sorgfältig gesammeltes Regenwasser fein dosiert zum Wässern der kleinen Grünkohl- und Endivien-Pflänzchen einsetzte. Die Pflanzen überlebten die Trockenheit und beschenken mich aktuell mit einer üppigen Ernte. Gut, dass auf mich Verlass ist im Umgang mit Wasser. Sehr vorbildlich.

Drei Praxistipps:
1. Der Kampf mit dem Wasser ist unser aller Lebenswerk.
2. Setze den Kreml unter Wasser und der Frieden hat eine Chance.
3. Wir Kleingärtner sind Experten in allen Wasserfragen. Fragt uns. Wir helfen.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de)*, einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung* WOXX *und im Hardcore Magazin* ZAP.

Warpantrieb und Einhornfürze

Svenna Triebler über die Propagandafloskel »Technologieoffenheit« im Rahmen der Debatte um erneuerbare Energien.

Die gute Nachricht zuerst: Die weltweite Energiewende ist in vollem Gange, das Wachstum von Wind- und Solarenergie sowie Speichertechnik verläuft exponentiell; die Nachfrage nach Kohle, Gas und Öl wird im Laufe eines Jahrzehnts zusammenbrechen. Zu diesem Schluss kommt das Rocky Mountain Institute, eine US-amerikanische Non-Profit-Organisation zur Forschung und Beratung im Bereich der nachhaltigen Entwicklung. Der Think Tank RethinkX wiederum hat ausgerechnet, dass Deutschland bis 2030 seinen Strom zu 100 Prozent aus erneuerbaren Quellen beziehen und bis 2035 seine komplette Energieversorgung klimaneutral bestreiten könnte - und dafür weniger Geld in die Hand nehmen müsste, als derzeit für fossile Energien ausgegeben wird.

Die schlechte Nachricht: All das kommt reichlich spät, selbst eine Fossil-Vollbremsung könnte die globale Erwärmung nicht mehr stoppen, nur noch abmildern, das 1,5°-Klimaziel besteht nur noch auf dem Papier. Und je erfolgreicher die erneuerbaren Energien das Geschäftsmodell der fossilen Industrien infrage stellen, um so heftiger ist deren Gegenwehr - in Deutschland eifrig unterstützt von insbesondere zweien der drei Regierungsparteien: von der SPD aus Tradition, von der FDP aus Prinzip und von beiden aufgrund »guter Vernetzung mit der Wirtschaft«, wie Korruption vornehm umschrieben wird, wenn sie in (West-)Europa stattfindet.[1]

Ein Kampfbegriff in diesem Abwehrgefecht lautet »technologieoffen«, was schön in die Floskelwolke rund um »Innovation« und »zukunftsfähig« passt und übersetzt schlicht bedeutet: »Was kümmert uns bewährte Technik wie Solar und Wind, eigentlich wollen wir weitermachen wie bisher, bloß mit Warpantrieb und Einhornfürzen.«
Dementsprechend hört man das Schlagwort vor allem von Anhängern der Verbrennertechnologie - allen voran von Vertretern des politischen Arms der Autoindustrie in den Parlamenten und Regierungen -, die für E-Fuels und Wasserstoff werben, weil die deutschen Autohersteller die Antriebswende verschlafen haben[2] und fürchten müssen, von der Elektro-Konkurrenz überrollt zu werden.
Zu nennen wären in der Riege der »Technologieoffenen« außerdem all jene, die in der aus dem Ukrainekrieg resultierenden Energieknappheit ihre Chance sehen, die Kernkraft wieder salonfähig zu machen. (Man darf vermuten, dass sich so manche damit unausgesprochen die Option auf die Atombombe offenhalten wollen - denn dafür braucht es AKWs, in denen waffenfähiges Material erbrütet werden kann.)

Atomkraft? Jein danke

In einer Betrachtung sogenannter Zukunftstechnologien hat die geradezu altbackene wirkende Spaltung von Atomen eigentlich nichts zu suchen. Da sich kürzlich aber Atomkraftbefürworter aus Union und FDP begeistert auf eine Äußerung von Greta Thunberg stürzten, weil sie darin eine Unterstützung ihrer Position sehen wollten, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Klimaaktivistin keineswegs fordert, massenhaft neue AKWs aus dem Boden zu stampfen - vielmehr betonte sie sogar, dass sie grundsätzlich gegen Atomkraft sei. Sie glaube aber, »dass es aktuell schlechter ist, bestehende Atomkraftwerke zu stoppen, wenn Kohle die Alternative ist«, sagte Thunberg dem deutschen Magazin »Stern«.
Ein Notnagel also und eher ein Argument, den Ausbau der erneuerbaren Energien mit Hochdruck voranzutreiben. Wem Tschernobyl und Fukushima nicht für die Erkenntnis ausreichen, dass Kernenergie möglicherweise keine gute Idee ist, der sei daran erinnert, dass der Klimawandel den Atomausstieg ganz von selbst vollzieht, wenn Flüsse versiegen und plötzlich kein Kühlwasser mehr da ist.

Der Stoff, aus dem die Träume sind

Wenn von der Energieversorgung der Zukunft die Rede ist - was ganz wunderbar von den Versäumnissen ablenkt, in der Gegenwart die naheliegenden und angesichts des Klimanotstands dringend gebotenen Maßnahmen zu ergreifen -, darf der Wasserstoff nicht fehlen.
Tatsächlich hat das ungiftige, allerdings hochexplosive Gas seine Vorteile: Es besitzt eine hohe Energiedichte, bei der Verbrennung entsteht lediglich Wasser und es droht auch keine Knappheit des mit Abstand häufigsten Elements des Universums.[3]
Was allerdings beim Hype gerne unterschlagen wird: Auf der Erde kommt Wasserstoff überwiegend gebunden vor, größtenteils in Form von Wasser, außerdem in organischen Verbindungen wie z. B. Erdgas. Er muss also erst einmal in Reinform gewonnen werden, und das kostet Energie. Für »grünen«, also klimaneutral aus Wasser hergestellten Wasserstoff braucht es daher zunächst einmal - ja was wohl? Solar- oder Windenergie.
Die ließe sich jedoch in den meisten Fällen besser direkt nutzen, schließlich sinkt mit jedem Zwischenschritt der Wirkungsgrad. Ein mit Solarstrom fahrendes E-Auto beispielsweise nutzt die Energie deutlich effektiver als eins mit Brennstoffzelle, egal, wie grün der Kraftstoff ist. Als Energiespeicher bietet sich das Gas allerdings durchaus an: Wenn Sonne oder Wind gerade mehr Strom liefern, als verbraucht werden kann, lassen sich damit Elektrolyseure zur Gewinnung von Wasserstoff betreiben. Der könnte etwa in der chemischen Industrie genutzt werden, wo bislang »grauer« Wasserstoff (s. u.) verwendet wird, oder für Anwendungen, die zu energiehungrig für Elektromotoren sind.

Jedoch ist Wasserstoff auch dort, wo Kraftstoffe mit hoher Energiedichte benötigt werden, nicht immer die sinnvollste Option: etwa auf der Schiene, wo geprüft wird, die auf nicht elektrifizierten Strecken eingesetzten Dieselloks durch Wasserstoffzüge zu ersetzen. Jedoch schneidet auch in diesem Fall der Elektro-Akku besser ab, und zwar in Form von Batterie-Hybrid-Zügen, die ihren Akku auf Strecken mit Oberleitung aufladen.[4]



Bild: Canoe1967 (CC BY 3.0)

Warpantrieb & Einhornfürze lassen noch auf sich warten – dieses Modell der USS-Enterprise kommt einstweilen gänzlich ohne Energieträger aus.

Und dann ist da noch der winzige Haken, dass bislang nur fünf Prozent des in Deutschland produzierten und verbrauchten Wasserstoffs klimaneutral hergestellt werden. Überwiegend handelt es sich um »grauen« Wasserstoff, der aus Erdgas, Kohle oder Öl gewonnen wird, mit CO2 als Abfallprodukt. Dass das Gas trotz all seiner Beschränkungen und Nachteile stets ganz vorne genannt wird, wenn es um umweltfreundliche Energieträger geht, ist vor allem einer erfolgreichen PR-Strategie der fossilen Industrie, insbesondere aus dem Gassektor, zu verdanken, die zum einen den grauen Wasserstoff als »Brückentechnologie« vermarkten kann und zum anderen ihre Infrastruktur für die Wasserstofftechnik nicht groß umstellen müsste.

Pack die E-Fuels in den Tank?

Gleiches gilt für sogenannte E-Fuels. Dabei handelt es sich um einen zusätzlichen Verarbeitungsschritt von regenerativ gewonnenem Wasserstoff. Zusammen mit Kohlendioxid wird daraus ein Synthesegas erzeugt, das - die fossile Industrie freut's - in konventionellen Raffinerien zu Benzin, Diesel oder Kerosin verarbeitet wird.
Sinnvoll einsetzen ließen sich die Treibstoffe am ehesten dort, wo ein Elektro- oder Brennstoffzellenantrieb nicht in Frage kommt: Vor allem Schiffe oder Flugzeuge können nicht einfach schwere Akkus oder riesige Wasserstofftanks mit sich rumschleppen.[5]
Den Einsatz in Pkw hingegen sieht selbst der Bleifuß-Verband ADAC kritisch, weil der Wirkungsgrad aufgrund der vielen Zwischenschritte indiskutabel niedrig ist: »Von der im Prozess eingesetzten Energie bleiben am Ende nur zehn bis 15 Prozent übrig. Im Elektroauto kommen 70 bis 80 Prozent der Ausgangsenergie am Rad an.«
Dennoch wurde über E-Fuels zuletzt vor allem im Zusammenhang mit dem EU-weiten Zulassungsverbot für Verbrenner-Pkw ab 2035 gesprochen, weil insbesondere die FDP weiter auf Ausnahmen für CO2-neutral hergestellte Kraftstoffe drängt. Die elektrifizierungsunwillige deutsche Autoindustrie wird es sicherlich mit Pöstchen im Aufsichtsrat danken.

Zukunftsmusik

Hinter den beiden Technologien, über die beim Thema Energiewende meistens gesprochen wird, als müssten die Rohstoffe nur irgendwo abgebaut werden, stecken letztlich also wieder Sonne und Wind. Dass vor allem deren indirekte Nutzung so stark im Fokus steht, dürfte neben den genannten technischen und infrastrukturellen Gründen nicht zuletzt daran liegen, dass sich kaum Profit machen lässt, wenn die Energieversorgung zu weiten Teilen dezentral über private Photovoltaikanlagen und kommunale Windparks erfolgt. Um es mit den Worten zu sagen, die eine Karikatur des Satiremagazins »Mad« bereits in den 1990ern einem Ölbaron in den Mund legte: »Die Sonne ist eine kommunistische Verschwörung!«

Bezeichnenderweise spielen andere Wege der Energiegewinnung in den Rechnungen der eingangs zitierten Organisationen praktisch keine Rolle. Dabei mangelt es nicht an Berichten über angeblich bahnbrechende Erfindungen, die - morgen, morgen, nur nicht heute - auf magische Weise dafür sorgen sollen, dass wir (lies: der globale Norden) so verschwenderisch weiterleben können wie bisher. Ob aber künstliche Photosynthese, Gewinnung von Treibstoffen aus Algen oder Gezeitenkraftwerke: Die entsprechenden Technologien befinden sich allesamt im Experimentalstadium, mit unklaren Erfolgsaussichten. Auch die schon recht gut erforschte Geothermie dürfte in Zukunft keine nennenswerte Rolle spielen. Es gibt nur wenige geeignete Standorte, das Potenzial ist bescheiden (selbst eine Vulkaninsel wie Island könnte jährlich nur rund 1-2 Gigawatt Strom aus Erdwärme erzeugen, was nicht einmal ausreicht, um den Verbrauch der etwa 300.000 Einwohner von etwa 30 Gigawatt abzudecken) und wirklich nachhaltig ist die Technologie auch nicht: Geothermiefelder erschöpfen schnell, weil meist mehr Wärme entnommen wird, als aus dem Erdinneren nachgeliefert wird.
Und dann ist da noch die Kernfusion, die, sollte sie auf der Erde jemals funktionieren, tatsächlich immense Energiemengen liefern könnte, und das im Vergleich zur Kernspaltung relativ risikoarm. Das ginge jedoch nur mit zentralisierter Großtechnologie, samt Verwundbarkeit und Tendenzen zur Monopolbildung, die so etwas mit sich bringt. Darüber muss man sich derzeit jedoch noch keine Sorgen machen, denn seit Beginn der Fusionsforschung vor über einem halben Jahrhundert bis heute rechnet man mit einer Marktreife der Technik in etwa 30 Jahren. Fachleute nennen das ironisch die Fusionskonstante.

Dabei existiert bereits ein gigantischer Fusionsreaktor, der die Erde seit vier Milliarden Jahren zuverlässig mit Energie versorgt. Statt die Prozesse nachzuahmen, die die Sonne zum Leuchten bringen, wären die dafür ausgegebenen Milliarden besser im Ausbau der Photovoltaik investiert. Aber damit wären wir ja wieder bei der kommunistischen Verschwörung.

---

[1] Das soll nicht heißen, dass die Grünen weniger korrumpierbar wären; dies bewies zuletzt in NRW der faule Kohlekompromiss als Gegenleistung für ein paar Ministerposten. Die Partei hatte bloß drei Jahrzehnte weniger Zeit, entsprechende Seilschaften zu bilden.

[2] Dass auch die Antriebswende letztlich ein »Weiter so« ist, das den Unwillen zu einer echten Verkehrswende weg vom motorisierten Individualverkehr verschleiert, sei nur am Rande erwähnt.

[3] Auf der Erde beträgt der Massenanteil zwar nur rund ein Prozent, aber auch das ist mehr als reichlich.

[4] Natürlich könnte man auch die Elektrifizierung des Bahnnetzes vorantreiben, aber dafür müsste man ja Geld in die Hand nehmen - und daran mangelt es dem Schienensektor chronisch, weil er seit Jahrzehnten von einer autofixierten Verkehrspolitik vernachlässigt wird. Das Verkehrsministerium fördert lieber Gaga-Projekte wie elektrische Lkw, die an über der Straße angebrachten Oberleitungen fahren - als habe man noch nie etwas von Güterzügen gehört.

[5] Fraglich ist allerdings, ob sich der weltweite Treibstoffbedarf dieser Sektoren durch (insbesondere mit *überschüssiger* Wind-/Sonnenergie erzeugte) E-Fuels decken ließe, ohne die Zahl an Flügen, Containertransporten etc. drastisch zu senken.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschrift Jungle World.

Die Errettung der fördernden Umwelt

Magnus Klaue erläutert, wie der Kinderanalytiker Donald W. Winnicott die Bedeutung von Knöpfen und Bettzipfeln für die Subjektgenese entdeckte.

Die Tradition psychoanalytischer Theorie und Praxis, die sich seit der Zeit des Ersten Weltkriegs in Großbritannien etablierte, unterschied sich in mehrfacher Hinsicht von der Freudschen Psychoanalyse, der sie sich dennoch verpflichtet fühlte. Die zwei auffälligsten Unterschiede stehen miteinander im Zusammenhang: Die britischen Psychoanalytiker, ob sie sich nun den »Freudianern«, den »Kleinianern« oder der »Independent Group« innerhalb der 1913 von dem Freud-Schüler Ernest Jones gegründeten British Psychoanalytical Society zurechneten, entwickelten ihre beruflichen Erfahrungen in einem gesellschaftlichen Milieu, das sich bereits stark von der klinischen Alltagspraxis Freuds unterschied. Es war gezeichnet von der anbrechenden Massengesellschaft, vom virulenten Zerfall der Kleinfamilie und einem schwindenden Vertrauen in die Institutionen der bürgerlichen Demokratie. Tendenzen, die Freud selber seit dem Ersten Weltkrieg in Schriften wie »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« (1915) und »Massenpsychologie und Ich-Analyse« (1921) verstärkt, aber eben erst retrospektiv zum Gegenstand der Reflexion machte, waren für die britischen Psychoanalytiker der Ausgangspunkt ihrer Arbeit. Infolge des Ersten Weltkrieges hatten sie sich plötzlich und massenhaft mit alleinerziehenden Müttern, an zeitgeschichtlichen Zwängen zerbrochenen Familien und mit psychischen Leiden, die ganz offenkundig nicht allein in der individuellen Psychogenese, sondern in schockhaften gesellschaftlichen Umbrüchen begründet waren, zu beschäftigen.

Der stärkere Praxisbezug der britischen Psychoanalytiker war somit nicht nur durch ihre engere ideengeschichtliche Bindung an Pragmatismus und Empirismus motiviert, sondern auch durch die veränderten Erwartungen, die an ihren Berufsstand herangetragen wurden. Das zweite Spezifikum der britischen psychoanalytischen Tradition – die Bedeutung der Kinderanalyse für die Theoriebildung – hat mit diesem Wandel zu tun. Hatte Freud noch Kleinkinder einer psychoanalytischen Behandlung für unzugänglich befunden, stellten seit den 1920er Jahren britische Psychoanalytiker, neben Melanie Klein programmatisch der sich der »Independent Group« zurechnenden Donald W. Winnicott, die psychoanalytische Arbeit mit Kindern in den Mittelpunkt ihrer theoretischen Reflexion. Stärker noch als bei Klein hat sich das bei Winnicott in seiner Begriffsbildung niedergeschlagen. Zentrale Kategorien seiner Theorie der Objektbeziehung wie die des Spiels, des Übergangsobjekts, des »Haltens« und der »fördernden Umwelt« (*holding environment*) entstammen der Interpretation frühkindlichen Verhaltens und dessen Bedeutung für die spätere Subjektgenese. Doch während Melanie Klein mit ihrer größer werdenden Popularität immer gleichgültiger gegenüber den Regeln des psychoanalytischen Settings wurde, indem sie etwa die eigene Tochter zum therapeutischen Untersuchungsobjekt machte, und eine Schar Gleichgesinnter um sich sammelte, die einer Sekte nicht unähnlich war, verstand Winnicott seine Arbeit gemäß dem Ideal des *public intellectual*, der die Früchte des eigenen Bildungsprivilegs denen zugutekommen lassen möchte, die von ihm ausgeschlossen sind.

Die Verbindung von psychoanalytischer Grundlagenreflexion und sozialer Phantasie, von Begriffsschärfe und Genauigkeit in den Fallbeschreibungen, macht Winnicotts Werk nicht nur ergiebig für andere Disziplinen wie Pädagogik und Kunstwissenschaften, sondern auch beispielhaft für die Fähigkeit der Psychoanalyse, zeitgeschichtliche Veränderungen seismographisch zu registrieren. Winnicotts Schreib- und Arbeitsweise wäre selbst nicht denkbar gewesen ohne seine Sozialisation. Er wurde am 7. April 1896 in Plymouth als Kind wohlhabender Eltern des südenglischen Unternehmensbürgertums geboren, der Großvater mütterlicherseits war ein angesehener Chemiker und Drogist, und die meisten Familienmitglieder setzten diese Tradition fort; Winnicotts Vater war Magistratsmitglied und zweimal Bürgermeister von Plymouth. Bedeutend für Winnicotts späteres Denken war das zwiespältige Verhältnis zur Mutter, die von Beginn an seine geistigen Interessen förderte, ihn aber durch ihre chronisch depressiven Neigungen, die sie innerhalb der Familie nur dem Sohn gegenüber glaubte, ausdrücken zu können, auch permanent überforderte. Von den Eltern großzügig finanziell unterstützt, wurde Winnicott zunächst Kinderarzt und ließ sich dann zum Psychoanalytiker ausbilden. Sein Lehranalytiker, der Freud-Übersetzer James Strachey, brachte ihn in Kontakt mit dem Kreis um Melanie Klein und der dort entwickelten Kinderanalyse. Zugleich lernte er über Stracheys Bruder Lytton, der zur Bloomsbury Group um Virginia Woolf gehörte, Autoren der Londoner Literaten-Avantgarde kennen, die wiederum in ihren Schreibweisen stark von der Psychoanalyse beeinflusst waren.

Donald W. Winnicott

Die souveräne Selbstverständlichkeit, mit der in diesem geistigen Milieu die Grenzen zwischen Wissenschaft und Literatur sowie zwischen verschiedenen Textgenres missachtet wurden, kam Winnicotts eigenem Interesse für Übergänge, Uneindeutigkeiten und Nichtidentität entgegen, die er nicht etwa – wie später die Poststrukturalisten – als positiven Gegenentwurf zum Realitätsprinzip als der Kristallisationsform bürgerlicher Individuation, sondern als konstitutiv für die Ausbildung eines starken Ich ansah: Die Bewusstwerdung von Brüchen, Widersprüchen, Erfahrungen von Angst, von Unsicherheit und Verlassensein nicht als Gefahr einer stabilen Ich-Identität anzusehen, die im Namen zu verinnerlichender Normen abzuwehren sei, sondern sie durch eine sowohl vom Subjekt wie von dessen »Umfeld« zu leistende Arbeit für die Stärkung des Ich produktiv zu machen, war das Ziel von Winnicotts kinderanalytischer und therapeutischer Arbeit. Daher rührt seine fast obsessive Beschäftigung mit der Bedeutung des Kinderspiels für die Subjektgenese, die unter anderem in den in »Playing and Reality« (1971) zusammengefassten Schriften dokumentiert ist. Im kindlichen Spiel konvergieren für Winnicott primärnarzisstische Selbstbezüglichkeit und soziale Affektation des Kindes durch die Außenwelt, Selbstliebe und Objektlibido, weil das Spiel dem Kind in einem abgezirkelten, gerade dadurch aber freien, von sozialen Zwecksetzungen entlasteten Bereich erlaubt, sowohl Objekte zu verlebendigen, ihnen imaginär den Status von Subjekten zu verleihen, wie auch umgekehrt Impulse der eigenen Subjektivität zu vergegenständlichen.

In den von Winnicott analysierten Spielsituationen kommt den von ihm so genannten »Übergangsobjekten« besondere Bedeutung zu. Dabei handelt es sich um – dem erwachsenen Blick wertlos erscheinende – Gegenstände und Gegenstandsfragmente wie Bettzipfel, Strümpfe, Knöpfe, provisorisch hergestellte Puppen oder auch Lockenwickler und Stofffetzen, die vom Kind wie lebendige Wesen behandelt werden. In seiner Theorie des Übergangsobjekts, die er unter anderem in »The Child and the Outside World« (1957) und »Maturational and the Facilitating Environment« (1965) entwickelt hat, stellt Winnicott die Funktion dieser Objekte im kindlichen Spiel als notwendig für den Prozess der Ablösung von der Mutter und der Anerkennung des mütterlichen Körpers als eines nicht zum Kind gehörenden Objekts dar. Welche Objekte dem Kind zum Übergangsobjekt werden können, ist nicht beliebig, sondern hängt ab von der sozialen und lebensweltlichen Funktion der Objekte im Alltag des Kindes. Durch ihren Gebrauch im Alltag stehen sie für das Kind mit dem mütterlichen Körper in Beziehung und können in Situationen der Abwesenheit der Mutter deren Körper vertreten, ohne ihn zu ersetzen. Dadurch ermöglichen die Übergangsobjekte, als vom Kind mit Subjektivität belehnte und ihm dennoch gegenüberstehende, die Erfahrung, dass die zeitweilige Abwesenheit des Körpers der Mutter und die damit verbundenen Verlustängste dem eigenen Körper keinen Schaden zufügen und das eigene Selbst nicht zerstören. Die Übergangsobjekte dienen dem Kind zur erprobenden Einübung dieser Erfahrung. Indem es im Spiel mit ihnen die Abwesenheit der Mutter überbrückt, lernt es nicht nur, die Unterschiedenheit von mütterlichem und kindlichem Körper anzuerkennen, sondern auch – für Winnicott eine der wichtigsten Erfahrungen auf dem Weg zur Genese eines starken Ich –, mit sich selbst allein zu sein, was Voraussetzung freier Selbstbeschäftigung im Spiel wie später in der produktiven Tätigkeit ist.

Damit dieser Ablösungs- und Individuationsprozess gelingen kann, bedarf es Winnicott zufolge einer sowohl gesellschaftlichen wie intimen, sowohl individuellen wie kollektiven Fähigkeit, die er »Halten« (*holding*) nennt und die entscheidend ist für seinen vielfach missverstandenen Begriff der »fördernden Umwelt«. Dieser Begriff zielt weder auf eine Fürsorgegesellschaft, auf einen *nanny state*, in dem alle sozialen Institutionen symbolische Fortsetzungen der mütterlichen Pflege wären – das würde Winnicotts emphatischem Verständnis von Alleinsein widersprechen –, noch soll die »fördernden Umwelt« das werdende Individuum von den psychischen Leistungen entlasten, die es zur Konstitution eines sowohl starken wie ansprechbaren Ich erbringen muss. Eher zielt der Begriff, in Abgrenzung zu Melanie Klein, auf ein realistischeres Verständnis der Mutter im Zusammenhang des Interaktionsprozesses zwischen Kind und Objektwelt. Zu einem ähnlichen Zweck hat Winnicott in seinem 1953 erschienenen Essay »Transitional objects and transitional phenomena« den nicht abwertend, sondern positiv gemeinten Begriff der »ausreichend guten Mutter« (*good enough mother*) geprägt. Neigte Melanie Klein im Zuge ihre immer rigideren Distanzierung von den Freudianern seit den 1930er Jahren dazu, die Bedeutung der präödipalen Phase für die kindliche Entwicklung und der frühkindlichen Beziehung zur Mutter für die Subjektgenese gegenüber der Konstitution des väterlichen Gesetzes zu hypostasieren, vertrat Winnicott die Ansicht, dass in der realen frühkindlichen Biographie, die immer auch abhängig von den sozialen Bedingungen des jeweiligen »Reifeprozesses« ist, eben gerade nicht die »perfect mother«, sondern die »good enough mother« die beste wäre, die dem Kind und damit auch sich selbst die Möglichkeit gewährt, Nähe und Distanz zum mütterlichen Körper gleichermaßen nicht nur zu ertragen, sondern zu genießen, und dadurch die Fähigkeit zur Identifizierung mit Objekten, die Voraussetzung für deren libidinöse Besetzung ist, einzuüben: Identifizierung ist das Gegenteil von Identität, sie meint nicht Verschmelzung, sondern Ähnlichkeit, also die ausbalancierte Gleichzeitigkeit von Nähe und Ferne.

Dass Winnicott weder bei orthodoxen Freudianern noch bei orthodoxen Kleinianern bis heute wirklich geschätzt wird und seine Schriften meist nur verstreut verfügbar sind (die Veröffentlichungsgeschichte seiner anachronologisch, verspätet und bruchstückhaft erschienenen deutschen Übersetzungen ist eine besondere Katastrophe), dürfte an jenem realistischen Zug liegen, den er sowohl den Freudschen wie den Kleinschen Begriffen durch deren sozial- und lebensgeschichtliche Erdung verleiht. Soziale Historisierung bedeutet jedoch keine Relativierung: Gerade, indem er die Terminologie der Psychoanalyse ins Verhältnis setzt zu den Veränderungen der Lebensrealität der Subjekte und zu ihrem spezifischen, sozial vermittelten Erfahrungshintergrund, konnte es Winnicott überhaupt gelingen, die Bedeutung scheinbar banaler Alltagsgegenstände für die Ich-Konstitution zu erschließen und bewusst zu machen, dass die Bedingungen dessen, was er »fördernde Umwelt« und »Reifeprozess« nennt, historisch geworden und daher wandelbar sind und ihre Errettung immer aufs Neue den Bedingungen erst abgetrotzt werden muss. Er hat der Psychoanalyse damit eine neue, ihren Begriffen treu bleibende Konkretion verliehen, die ihr durch ihre verhaltenstherapeutische Pragmatisierung heutzutage erst recht verloren zu gehen droht.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung Die Antiquiertheit des Sexus *(siehe Buchpräsentation rechts).*

Gespräche mit Männern

Melanie Letschnig teilt ihre Beobachtungen zu Ruth Beckermanns Film MUTZENBACHER.

Sehr zu meinem Glück habe ich einen Beruf, der bedingt, dass ich mich mit Studierenden regelmäßig über die Filme unterhalte, die sie zuletzt im Kino geschaut haben. Mir hilft das beim Denken. Auch, weil sich mit zunehmendem Alter meinerseits Alltagserfahrungen und Realitätsbezüge immer deutlicher von denen junger Menschen unterscheiden. Besonders spannend wird es, wenn wir einen Film gesehen haben, dessen Stoff bereits durch mehrere generationelle Diskursperioden hindurchtradiert wurde. Die Mutzenbacher ist so ein Stoff. 1906 ohne Autorenschaft zum ersten Mal erschienen, avanciert das pornographische Werk im katholischen Österreich der Nachkriegszeit zum Aufklärungsbuch für eine Generation, deren Eltern es wundersamer Weise – wie mag es da hingekommen sein – im Regal stehen hatten. Es schildert aus der Ich-Perspektive die sexuellen Begegnungen eines Mädchens im Alter von fünf bis 14 Jahren, das – so will es die Phantasie des nach wie vor nicht festzumachenden Autors – voller Lust zu jeder Eskapade bereit ist, in die sie von den Nachbarskindern, vom Vater, dem Pfarrer, dem Bettgeher in der Wohnung, dem Freier und zahlreichen anderen Männern verstrickt wird. Allezeit willig und lustig ist sie, die Pepi. Und immer wieder dient diese Ich-Perspektive als Argument dafür, dass die Josefine Mutzenbacher als selbstermächtigte Figur gelesen werden kann. Ich kann bereits jetzt vorausschicken, dass ich dieser Sichtweise nichts abgewinnen kann. Ich nehme zur Kenntnis, dass dem vulgären wienerischen Idiom ein gewisser Reiz anhaftet, der mich aber nicht darüber hinwegsehen lässt, dass im Roman Missbrauch und Vergewaltigung einer Minderjährigen erzählt werden. Es ist schwierig, über die Mutzenbacher zu schreiben, ohne Stellung zu beziehen.

Stellung bezogen haben auch die Männer, die die österreichische Filmemacherin Ruth Beckermann für ihren Mutzenbacher-Film mittels öffentlichem Aufruf gecastet hat, wobei die Auseinandersetzung mit dem Pornoroman als Ausgangspunkt dazu dient, die Männer über ihren Zugang zu Sexualität sprechen zu lassen. Gedreht wurde in der Halle der ehemaligen Sargerzeugungsfabrik in Atzgersdorf nahe Wien, als zentrales Requisit dient eine opulente Polstercouch, tapeziert mit Brokat, zuckerlrosa mit güldenem Blumenmuster, sehr barock und sehr wienerisch. Zwei Assoziationen zu diesem Möbel im Kontext des Films fallen mir ein: Erstens eine Erzählform, wie sie gern im heterosexuellen Mainstream-Porno bemüht wird, in der die Darstellerin vor dem eigentlichen Dreh auf einer Couch Platz nimmt, um über ihre Phantasien zu berichten, die später verwirklicht werden. Eine beliebte Legitimierungsstrategie für Missbrauchserzählungen, weil – und das klingt wiederum an die Bauweise des Mutzenbacher-Texts an – sie hat ja ihren Wunsch formuliert. Beckermann spielt mit diesem Prinzip.





Bilder: Ruth Beckermann Filmproduktion

Die zweite Assoziation ruft – naheliegend – die Couch in der Praxis des Analytikers/der Analytikerin auf, allerdings erweitert um Félix Guattaris Auffassung des Kinos als »Couch des Armen«. Im gleichnamigen Text schreibt Guattari 1975: »Man geht ins Kino, um für eine gewisse Zeit die üblichen Kommunikationsweisen zu unterbrechen. Die Gesamtheit der für diese Situation konstitutiven Elemente trägt zu dieser Unterbrechung bei. Welches auch immer der entfremdende Charakter des Inhalts eines Films oder seiner Ausdrucksform ist, grundsätzlich zielt er auf die Herstellung eines bestimmten Typs von Verhalten ab, das ich in Ermangelung eines besseren Ausdrucks kinematografische Performanz nennen würde. Weil das Kino fähig ist, über diesen Typ der Performanz die Libido zu mobilisieren, kann es sich dem zur Verfügung stellen, was Mikel Dufrenne ein ‚Haus des Unbewussten' genannt hat.«[1]

Auf dieser Couch nehmen also die Männer Platz, um kinematografisch zu performieren, oft in Zweierkonstellationen, um einzeln oder miteinander zu sprechen. Die Filmemacherin ist anwesend, stellt Fragen aus dem Off oder kommentiert. Manche der Männer werden angehalten, Szenen aus der Mutzenbacher, die sie zuvor gelesen haben, nachzuspielen. Einmal singt einer einen Abschnitt, während er um den Flügel schleicht, der ebenfalls in der Halle steht. Ein weiteres Annäherungselement an den Text ist ein Chor, der von den Männern gebildet wird, um Passagen aus dem Buch zu skandieren, aus dem Off von einer männlichen Stimme[2] angeleitet. Das Montagekonzept des Films verstärkt vor allem in jenen Szenen, in denen zwei Männer gegensätzliche Meinungen vertreten, diesen Zwiespalt und verlässt sich somit darauf, dass sich die Sprechenden gegenseitig kommentieren. Die Männer, die die Mutzenbacher sprechen und besprechen, stammen aus unterschiedlichen Alterskohorten, manche jung, manche mittelalt, manche alt. Sie liefern aus meiner Sicht einen recht repräsentativen Querschnitt an Meinungen, die Männer bestimmter Altersklassen vor allem in Hinblick auf die Wahrnehmung von Frauen haben. Da ist viel Grausliches dabei. Einer liest die Szene, in der die Mutzenbacher von ihrem Vater vergewaltigt wird und als ihn die Filmemacherin fragt, wie er das findet, sagt er »Geil. Schön. Inzest.« Der, der neben ihm auf der Couch sitzt, äußert, dass er Zeit braucht, die Szene zu verdauen. In weiterer Folge will er sie mit dem Anderen auch nicht nachspielen. Beckermann sagt, er soll dem Anderen beim Posieren und Kokettieren zuschauen. Die Wucht der Positionen bleibt unausgeglichen. Mich lässt das unglücklich zurück.

Es gibt Reflexionsebenen, die im Gegensatz zur geschilderten funktionieren. Einer analysiert die Positionen derer, die mitwirken und legt sich auf zwei Motivationen fest: Es gibt die Männer, die die Regisseurin verehren und deswegen Teil des Films sein wollen und die, die der Stoff interessiert. Daraufhin erklärt ein Älterer einem Jüngeren, worum es in dem Buch geht – ziemlich treffend wie ich finde –, und dann setzt in meinem Kopf das Plattenscratch-Geräusch ein, weil der Ältere unter den angeblich männerfeindlichen Zeiten leidet, in denen wir jetzt leben. Er sagt, er kennt keine Frau mehr, die Spaß mit Männern hat, der Jüngere kontert recht trocken, er schon. Erfrischend.

Das Big Picture, das die Ansammlung von Männern in MUTZENBACHER abgibt, vermittelt, dass es ältere Männer gibt, die ein Bewusstsein dafür haben, wie verwerflich der Stoff des Buches ist, wenn eine*r auf die massiven Unrechtsverhältnisse blickt, die pornographisch breitgetreten werden und es gibt die Unverbesserlichen, die ihre Ansichten nicht mehr ändern werden und es gibt die Jungen, die mit einem differenzierten Blick auf ihre Lebensrealität, Sex und Zusammenleben schauen. Prinzipiell arbeitet die Dramaturgie einem luftigen Ende zu, wenn Alexander Horwath – ehemaliger Direktor des Österreichischen Filmmuseums – eine Anekdote aus seiner Kindheit erzählt, die die Unkenntnis junger Buben in Bezug auf vulgäre Hapfnsprache zum Thema hat. Charmant. Oder wenn zuvor zwei Jugendliche auf der Couch über Masturbation sprechen, die einer der beiden poetisch ein »sich in Glücksekstase hineinmassieren« nennt. Und schließlich der Mann, der sich zunächst ziert, das Wort *Fut* auszusprechen und dann, nachdem Beckermann recht nüchtern eine Stelle aus dem Buch vorliest, sich überredet sieht, komplett in seinem Vortrag aufgeht und sich so selbst ein bisschen bloßstellt.

Ich möchte zum Ausgangspunkt des Artikels zurückkommen, also zum Gespräch mit Studierenden, weil dieses im Fall der MUTZENBACHER unterschiedliche Anschauungen hervorgebracht hat. Eine Studentin hat ihr Unbehagen und ihre Beklommenheit geäußert, die sie während des Filmschauens empfunden hat. Ich verstehe das so. Sie hat aber auch bemerkt, dass in dem Screening, das sie besucht hat, außer ihr lauter Frauen 60+ saßen. Und das passt ein wenig zum Bericht der zweiten Studentin, die den Film mit ihrer Oma geschaut hat. Auf die Frage hin, wie ihnen der Film gefallen hat, sagte die Studentin, sie fanden ihn lustig. Das hat mir gefallen. Es zeigt, dass sie über den Dingen stehen und die Couch nicht (mehr) brauchen.

---

[1] Guattari, Félix: »Die Couch des Armen« In: Aljoscha Weskott / Nicolas Siepen / Susanne Leeb / Clemens Krümmel / Helmut Draxler (Hg.): Félix Guattari. Die Couch des Armen. Die Kinotexte in der Diskussion. Berlin 2011, S. 8.

[2] Ich vermute, es handelt sich um den Co-Autor des Films Claus Philipp.

Melanie Letschnig unterrichtet Deutsch als Zweitsprache in einem Programm für Langzeitarbeitslose und Filmtheorie und -analyse an der Uni Wien. Sie dankt ihren Studentinnen, dass sie zugestimmt haben, ihre Seherfahrungen hier zu teilen.

Außenseiter unter Außenseitern

Zum 150. Geburtstag des Nationalökonomen, Pazifisten und Nazi-Gegners Oskar Stillich. Von *Helmut Donat*.

Im Dezember 1939 teilte Stefan Stillich dem im Genfer Exil lebenden Pazifisten und Friedens-Nobelpreisträger Ludwig Quidde mit: »Mein Vater schreibt mir über schwere Nahrungssorgen.« Wenn überhaupt, dürfte die Hilfe Quiddes eher bescheiden gewesen sein. Fünf Jahre später – der Siegesrausch der Deutschen war längst verflogen – wurde das Haus Oskar Stillichs in Schulzendorf bei Berlin ausgebombt. Seine Frau war sofort tot, ihn selbst bargen Nachbarn aus den Trümmern. Der bereits körperlich angeschlagene Stillich litt unter dem Verlust seiner Frau schwer. Dennoch arbeitete er weiter an seinen Studien über die verheerenden Auswirkungen des Nationalsozialismus, um sie nach dessen Ende zu veröffentlichen. Mit Hilfe seines Sohnes gelang es ihm nach dem Ende des Krieges noch, seine Studien über die Militarisierung des Volkes und der Sprache, seine Kritik der Reden Hitlers und dessen Verrat an der Kunst auf den letzten Stand zu bringen. Doch am 31. Dezember 1945 starb Oskar Stillich, zum Skelett abgemagert und unbemerkt von der deutschen Öffentlichkeit, an den Folgen jahrelanger Unterernährung – und geriet in Vergessenheit.


Bild: Donat-Verlag

Oskar Stillich

Über Stillichs umfangreiches Werk als Agrarökonom, Volkswirt und Soziologe und sein wechselhaftes Lebensschicksal (1872–1945) liegt seit 2013 eine bemerkenswerte Biographie von Toni Pierenkemper vor. Er schildert ihn als »Außenseiter unter Außenseitern«, was aber kaum Beachtung fand. In der Tat ist Stillich, Sohn eines Gutsverwalters und Mühlenbesitzers aus Niederschlesien, schon früh angeeckt. Nach seiner Promotion seit 1898 Dozent an der Berliner Volkshochschule, der Humboldt-Akademie, deckte er soziale Missstände auf, so etwa über »Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin« (1902), die sich zumeist in ausbeuterischer Abhängigkeit zu ihren Herrschaften befanden. 1908 erregte er im Rahmen seiner Untersuchungen des deutschen Parteiwesens mit seinem Werk über »Die Konservativen« das Missfallen des preußischen Generals Colmar von der Goltz. Von der Goltz witterte in Stillich, der sich als langjähriger Pazifist gegen die Flottenrüstung und für Volksbildung ausgesprochen hatte, eine Gefahr und sah in dessen Buch eine politisch-programmatische Tendenzschrift. Zwar meinte selbst die reaktionäre »Kreuzzeitung«: »Der konservative Politiker wird das Werk mit Genuss lesen und manche bedeutsame Winke für unsere Taktik finden.« Doch von der Goltz blieb stur und ging gegen Stillich vor. Aber der Versuch, den Ausschuss der Humboldt-Hochschule zu bewegen, den viel geschätzten Autor und Vortragenden aus dem Lehramt zu vertreiben, scheiterte am Widerstand der Dozentenschaft. Stillich betrachtete es, mit Leib und Seele Wissenschaftler, als seine Aufgabe, der Wahrheit und sozialen Gerechtigkeit zu dienen. In seinen nationalökonomischen Schriften griff er auf Methoden benachbarter Wissenschaften zurück, entwickelte neue Darstellungs- und Analyseformen, so etwa mit seinen graphischen Kurstabellen. Mit der Auswertung von formalisierten Fragebögen wandte er Techniken an, die in der empirischen Sozialforschung erst viel später Verbreitung fanden. Prägend für sein Forscherleben war seine Auseinandersetzung mit marxschem Gedankengut. Aber selbst hier galt: Wenn er auch die ökonomische Basis bei der Betrachtung sozialer und politische Tatbestände stets berücksichtigte, blieb er gleichwohl undogmatisch und ein freier Geist. Wie anderen SPD-nahen Wissenschaftlern war ihm ein Lehrstuhl an der Universität verwehrt.

Auch im Ersten Weltkrieg folgte er dem Mainstream nicht. 1915 wies er auf die großen Opfer des Volkes hin und dass die Jugend des Landes auf den Schlachtfeldern verblute, während zahlreiche Unternehmen, Aktiengesellschaften und landwirtschaftliche Produktionsstätten immer mehr verdienten. Am stärksten profitierten die Rüstungskonzerne von der Hochkonjunktur des Krieges. Insbesondere, so Stillich 1916 in der »Friedens-Warte« (Zürich), die »Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken«. Sie verschleierten ihre enormen Gewinne, indem sie die Abschreibungen aufblähten. Keineswegs werde es, wie weithin behauptet, nach dem Sieg wegen des Ersatzes der Verluste einen Nachkriegsboom geben. Das sei »naiv« und »illusionär«; statt der vielfach erwarteten großen Hochjunktur prognostizierte Stillich: »Stagnation auf den Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeiten und Verschlechterung der gesamten volkswirtschaftlichen Lage« als Folge des Krieges, verbunden mit Geldentwertung und Kaufkraftschwund. Ebenso rechnete der Metallarbeiterverband, der eng mit Stillich kooperierte, »mit einem außerordentlichen Niedergang der Konjunktur«. Die Jahre nach 1918 sollten die Voraussagen noch übertreffen.

Je länger der Krieg dauerte, umso größer die Verluste. Statt dem Schrecken ein Ende zu bereiten, schossen »Siegfriedens«- und Annexionsforderungen ins Kraut. Stillich, seit 1916 als Mitbegründer der rasch verbotenen pazifistischen, »Zentralstelle Völkerrecht« für einen raschen Verständigungsfrieden, wandte sich gegen die Eroberungspläne. Mit seiner Publikation »Deutschlands Zukunft bei einem Macht- und bei einem Rechtsfrieden« (1918), unterstützt von dem späteren Friedensnobelpreisträger Ludwig Quidde und dem Gewerkschaftsführer und SPD-Politiker Otto Huë, knüpfte er an die Resolution des Reichstages vom 19. Juli 2017 an. Sie sprach sich für einen Friedensschluss ohne Annexionen aus. Doch die Militärs kriegten den Hals nicht voll. Die Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff zeigte in ihrer Denkschrift vom 14. September 1917, was künftig unter deutschem Einfluss stehen sollte: Belgien, Nordfrankreich, Holland, Dänemark, Russland, Südamerika und Afrika. Umso schärfer fiel Stillichs Kritik aus. Insbesondere den Annexionismus der Alldeutschen wies er als weder nützlich noch realistisch zurück. Neue schwere Opfer, weitere Verluste von Menschen und der Rückgang der Beschäftigtenzahl führten zu einem riesigen Ansteigen der Staatsschuld, ganz abgesehen von den künftigen Belastungen für die internationalen Beziehungen.

Vollends in die Rolle eines doppelten Außenseiters geriet Stillich nach 1918/19 mit seiner Haltung zum Versailler Vertrag. In gleich drei Publikationen schlug er vor, ihn als Chance für eine friedliche und demokratische Entwicklung Europas zu betrachten. Vor dem Hintergrund eines Vergleichs des Vertragswerkes mit den Diktatfrieden des Deutschen Reiches von Paris (1871), Brest-Litowsk und Bukarest (beide 1918) schätzte er die Lasten von »Versailles« als »gewiss hart«, aber nicht als »unerträglich« ein. Das wollte kaum einer hören. Auch nicht, dass die größten Hauptschreier gegen den Vertrag die schlimmsten Annexionisten gewesen waren und ein deutscher Friede ganz anders ausgesehen hätte. Doch Stillich hielt trotz des gegen ihn entfachten Entrüstungssturms an seiner Einschätzung fest, selbst als Teile der Weimarer Friedensbewegung sich der Revisionskampagne gegen »Versailles« anschlossen. Immerhin aber übernahmen der antimilitaristische Flügel der Deutschen Friedensgesellschaft, Teile der Gewerkschaften und linksrepublikanische Kreise fortan Stillichs Einschätzung. Er war und blieb also nicht allein.
Nachdrücklich warnte er vor der Bekämpfung des Vertrags durch die Presse und Parteien und bezeichnete die damit einhergehenden Folgen als »geradezu eine Gefahr für Deutschland.« Wie Wenige erkannte Stillich den Propagandatrick: Man machte den Frieden und nicht den Krieg für das Not und Elend verantwortlich – und erklärte »Versailles« zur Wurzel allen Übels. In der Tat reichte die Wirkung der Propaganda vom »Schanddiktat« weit über die Kreise der NSDAP und Deutschnationalen hinaus. Sie beließ viele Deutsche geistig in einem Kriegszustand.
Am 6. Januar 1923 sprach Stillich im Pirmasenser Volksbildungsverein zum Thema »Irrtümer über den Friedensvertrag von Versailles«. Er führte aus, dass die Wiedergutmachungen Deutschlands sich nicht auf einen Ersatz des gesamten Kriegsschadens, sondern sich vor allem auf die mutwillig, von der Obersten Heeresleitung auf dem Rückzug der deutschen Truppen angeordneten Zerstörungen in Belgien und Nordfrankreich bezogen. Die Zuhörer glaubten ihren Ohren nicht zu trauen. Als Stillich zudem behauptete, dass die Reparationen in der geforderten Höhe durchaus bezahlbar seien, ließen sie ihrem Unmut freien Lauf. »Die ganze Versammlung«, berichtete der »Pfälzer Volksbote« am 10. Januar 1923, »erhob lauten Protest dagegen, und als er trotzdem vorlas, durchbrauste ein Schrei der Entrüstung den Saal, und durch Rufen, Trampeln und Stühlerücken wurde die edle Absicht des Herrn vereitelt. Der Großteil der Anwesenden verließ den Saal. Nach der deutschen Jugend rief Dr. Stillich. Mann, danken Sie einem gütigen Geschick, dass diese nicht da war! Nach dem dritten Satz schon hätten Sie Straßenpflaster unter der Sitzfläche gehabt.«
Die rechtsstehende Presse ging noch einen Schritt weiter. Die »Deutsche Allgemeine Zeitung«, ein Blatt des Stinnes-Konzerns, legte es als »tief traurig« nahe, dass Stillich »als Dozent an … der Volkshochschule Berlin Gelegenheit hat, solche Anschauungen dauernd in die Öffentlichkeit zu verpflanzen.« 1925 suchte der deutschnational gesinnte Professor Otto Gramzow, erster Vorsitzender des Ausschusses der Humboldt-Hochschule, Stillich aus dem Amt zu vertreiben. Doch anders als bei der gegen Theodor Lessing inszenierten Hetzkampagne ohne Erfolg. Die Hörerschaft und der republikanisch gesinnte Teil des Lehrkörpers stellten sich an Stillichs Seite. Allerdings konnten seine Kollegen nicht verhindern, dass er mit dem Odium belastet wurde, er hätte mit seinen Schriften über den Versailler Vertrag das Ansehen der Hochschule geschädigt. Fortan musste es Stillich vermeiden, dass sein Name im Zusammenhang mit seinem öffentlichen Engagement als Kritiker nationalistisch-militaristisch verblendeter Politik-Konzepte erneut in Verruf geriet.

Auch mit seinem seit 1929, unter dem Pseudonym »Von einem deutschen Hochschullehrer« publizierten »Deutschvölkischen Katechismus«, von dem bis 1933 drei Bände erschienen, erwies sich O. Stillich als »Outsider« und weitsichtiger Autor. Darin warnte er 1932: »Die gegenwärtige Gefahr für Deutschland liegt nicht in der bolschewistischen, sondern in der völkischen« – und widersprach damit allen Unkenrufen, die Weimarer Republik sei von »links« oder »Sozialfaschisten« bedroht. Im ersten Band seines »Katechismus« sind die Ansichten und Theorien all jener reaktionären gesellschaftlichen Gruppen vorgestellt, die sich damals »deutschvölkisch« nannten. Was im Einzelnen dargelegt wird, ist heute noch aktuell. Ihr Inhalt enthüllt die Gedankenwelt, aus der Fremdenhass, Deutschtümelei, Brand- und Mordanschläge herausgewachsen sind und sich tradiert haben.

Das »Dritte Reich«, so Stillich, musste nicht sein. Statt die Verarmung und Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, ließ Hindenburg mit der »Osthilfe« den kriselnden und maroden ostelbischen Großgrundbesitzern riesige Subventionen zukommen. Der restriktive Sparkurs, der Abbau der Sozialleistungen und die Perspektivlosigkeit trieben viele enttäuschte Wähler in die Arme Hitlers.

1933 verlor Stillich sein Lehramt. Trotz eines Rede- und Schreibverbotes setzte er sich weiter mit den Auswirkungen der völkischen Ideologie auf das Denken und Handeln des deutschen Volkes auseinander. Seine Analysen verdeutlichen, »dass der Ungeist des Nationalsozialismus nicht an die Herrschaftsperiode des Dritten Reichs gebunden war, sondern sich schon vorher in der Mentalität zahlreicher und einflussreicher Deutscher ausprägte«, so der Völkerrechtler Hans Wehberg 1947, und – ist hinzuzufügen – auch heute nicht vollends überwunden ist.
Stillichs Hoffnung, sein aufklärerisches Bemühen werde nach dem Zusammenbruch des NS-Verbrecherstaates den Deutschen helfen zu gesunden, erfüllte sich nicht. Die Veröffentlichung seiner Manuskripte lehnte das Münchner Institut für Zeitgeschichte schließlich nach dreieinhalb verschleppten Jahren im April 1957 ab. Wohl sagte man sich von 1933 bis 1945 los, nicht aber von den geistig-politischen und ideologischen Voraussetzungen, die zu 1933 geführt hatten. Nach vorne geschaut, ergibt sich daraus heute, alles zu tun, um deutschvölkisches Denken und die damit einhergehende Mentalität zu überwinden. Seine Beiträge und Forschungen bieten sich dabei als Hilfe an. Es scheint, als fielen uns die Warnungen Stillichs, der auch ein Rufer in der Wüste war – und wie es sich für das Vermächtnis eines »Außenseiters unter Außenseitern« gebührt –, heute in einem doppelten Sinne vor die Füße.

Gerade erschienen sind von Oskar Stillich:

»Begriff und Wesen des Völkischen« (= Deutschvölkischer Katechismus, Heft 1) – Mit einer Einleitung von H. Donat, 176 S., 16.80 Euro, ISBN 978-3-943425-92-5

»Militarisierung des Volkes, Kritik der Reden Hitlers und andere Studien zum Nationalsozialismus« – Mit einem Beitrag von H. Donat, 400 S., 24.80 Euro, ISBN 978-3-949116-14-8

Weitere Informationen siehe unter *oskarstillich.de*

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Helmut Donat ist Historiker, Verleger und Publizist (Bremen).

STWST 2023 COLD RESISTANCE

Der STWST Jahresclaim für das Cold Next Year 2023 ist da: COLD RESISTANCE zwischen Kunst, Kontext und Call nach Leben.

COLD RESISTANCE siedelt zwischen kaltem Widerstand und Kälteresistenz, zwischen Minus-Kunst, Tech-Anarchia, Meltdown und Klimakatastrophe, zwischen der kühlen Kritik des Verstandes und der widerständigen Welt des Rückzuges. Draußen: Smash! Drinnen: Im Bett liegen und kritisch sein!

Das Ende der Welt ist vorstellbarer als das Ende des Kapitalismus.

Benennen wir einen überkommenen Kapitalismus, der zwar mehr als tot ist, aber dennoch als superaggressiver Zombie weiterlebt. Kombinieren wir das mit der Rede von Humanismus und Aufklärung, die zwar noch vor sich hin röcheln, aber tatsächlich auch nicht mehr ganz gut riechen. Wir konstatieren: Humanismus wird im Post-Humanismus zu einer Art verbessertem Future-Cyborg, den wir noch nicht ganz kennen. Und das Ende des Kapitalismus lebt weiter als Zombie: Wir wollen ihn aber nicht so richtig anschauen, weil uns graust. Als Individuen im Kollektiv, und damit ist jetzt jede:r einzlne:r von uns gemeint, sind wir bald so weit gekommen, dass jede:r von uns als eine Art Zombie-Cyborg unsere Basisversorgung, etwa den Strom, den wir wie ein Schluck Wasser zum Überleben brauchen, nach Tageskursen direkt an der Börse kaufen wird müssen. Und mit dem Schluck Wasser, den wir wie einen Bissen Brot brauchen, und den Bissen Brot, den wir wie einen Kubikmeter Gas brauchen, ist das ebenso. Warum diese Polemik? Weil die Frage berechtigt ist, wieviel wir Rundum-Konsument:innen, die institutionalisierte Kritik oder die Kunst tatsächlich noch zur Rettung der Welt beitragen können – Stichwort Totalisierung, Kapitalisierung, Machenschaften, Klimakatastrophe oder der soziale Kältetod. Wir fragen uns: Welche Kunst wollen wir überhaupt noch machen? Welche kritische Produktion peilen wir an? Ist Kritik nicht schon längst zu einem Rest-Gestus »kritischer Beschäftigung« geworden, die der Selbstbestätigung dient (oder dem Wohlstandsgrusel)? Denn um die Luft zum Atmen, sprich Kritik, die die eigene Sphären verlässt, kümmern sich jetzt Kinder, die sich mit Superkleber auf die Straße oder an Kunst kleben. Natürlich: Es sind ganz und gar keine Kinder. Und ja, sicher: Es gibt keinen richtigen Aktionismus im falschen Adorno.

Smash, oder: Im Bett liegen und kritisch sein.

Laut diverser Quellen der Sub- und Popkultur war bei den 16-Jährigen der 80er-Jahre (Kalter Krieg) die Vorstellung populär, dass in Zukunft jede:r seine eigene, kleine Atombombe bekommen und eingesteckt haben wird. Zur eigenen Verwendung. Natürlich spiegelt in den 80ern die »kleine Atombombe in der Tasche« den kleinen Hitler, den kalten Krieg, die Aufrüstung und das Atomkrieg-Horrorszenario in einem. Als generelles Bild spiegelt es aber auch: Vereinzelung, Entsolidarisierung, Ohnmacht, explosives Potential, das Traue-Niemandem eines sich beschleunigenden Kapitalismus, das Unbehagen vor einer Technologie, die wir nunmehr auf selbstgefährdende Weise in der Tasche haben. Denkt da heute bei der Bombe in der Tasche wer an ein Smartphone oder was noch draus wird? Oh Gott, nein! Lieber anders weiter: Kalte, warme Welt. Auffällig ist, dass Revolte heute als Statement oder Attitude in fast schizophrener Weise zwischen Wut, Zerstörungslust, Safe Space und Rückzug pulst. Das Außen dringt in persönlichste Sphären ein, die widersprüchliche Welt. Der Widerstand, den man fühlt, dreht und wendet sich ins individuelle Leben – und man nimmt den Fehdehandschuh halb an oder auch nicht. Indem man Dinge sieht oder auch nicht sieht, protestierend auf die Straße geht oder auch schlichtweg nicht handeln kann: Wir sind mit komplexen Zusammenhängen und unterschiedlichen Lebensrealitäten konfrontiert. Wir hören täglich von Kriegstoten. Und wir können zusehen, wie sich unzweifelhaft die ökologischen Fragen von selbst zu regeln beginnen, während unsere Grundversorgung und die sozialen Bedingungen denselben Weg einschlagen: Smash passiert draußen, mit und ohne uns. Und vielleicht waren manche immer schon zu bequem um aufzustehen, aber andere kommen schlichtweg aus Widerstand nicht aus dem Bett. So manch Kunstperformance verbreitet Post-Apokalypse-Stimmung: Die Katastrophe scheint bereits passiert, und wir versammeln uns, um uns einer Art von Überlebenden-Gemeinschaft einer Rest-Schönheit hinzugeben. Klar ist: Es gibt keinen Weg zurück. Und den Unterschied zwischen Zombie und Cyborg hat uns auch noch niemand erklärt.

Let's talk about Technoanarchism.

Ismus hin, Ismus her, die Sache ist die: In general, we're cheering for anarchist principles: Freie Assoziation, Selbstbestimmung, Dezentralisierung, Befreiung der Individuen im Kollektiv, etc. Das gilt natürlich auch für digitale Technologien: Freie Software, offene Hardware, Do it yourself, do it with others – becoming users instead of being used. Das kennen und wissen wir. Als Stadtwerkstatt verweisen wir hier auf unsere Freunde von servus.at: Wie sie und andere Communities wollen wir frei zugängliche Produktionsmittel, die soweit möglich modifizierbar ist. Wir wollen keine monopolisierten Technologien, die Techniken kapitalistischer Herrschaft sind. Darüber hinaus wollen wir nicht akzeptieren, dass Geräte die geplant obszoleszente Opfergaben einer Religion des too-much-is-never-enough geworden sind und den Planeten versauen.

Aber wir finden genau das vor: GAMA und andere Tech-Riesen bestimmen, wo es lang geht, Milliardäre können den Kurs der gesamten Menschheit bestimmen – nicht, weil sie sich besonders gut auskennen, sondern weil sie sich mittels ihrer Finanzkraft durchsetzen können. Wir scheinen vor die Wahl gestellt, uns an den Rocksaum (supra)staatlicher Regulierung (weil irgendwie »demokratisch« legitimiert) klammern zu müssen oder unsere zerschlissenen Mäntelchen in den Wind des »free enterprise« hängen zu müssen – where ever it might blow. Das sind die wahren ungeregelte Zustände – und wir wollen hier, im Techfantasia von soziopathischen Spinnern, mit der Beschlagwortung vom Technoanarchism den kalten und harten anarchistischen Ansatz der Zerschlagung thematisieren.

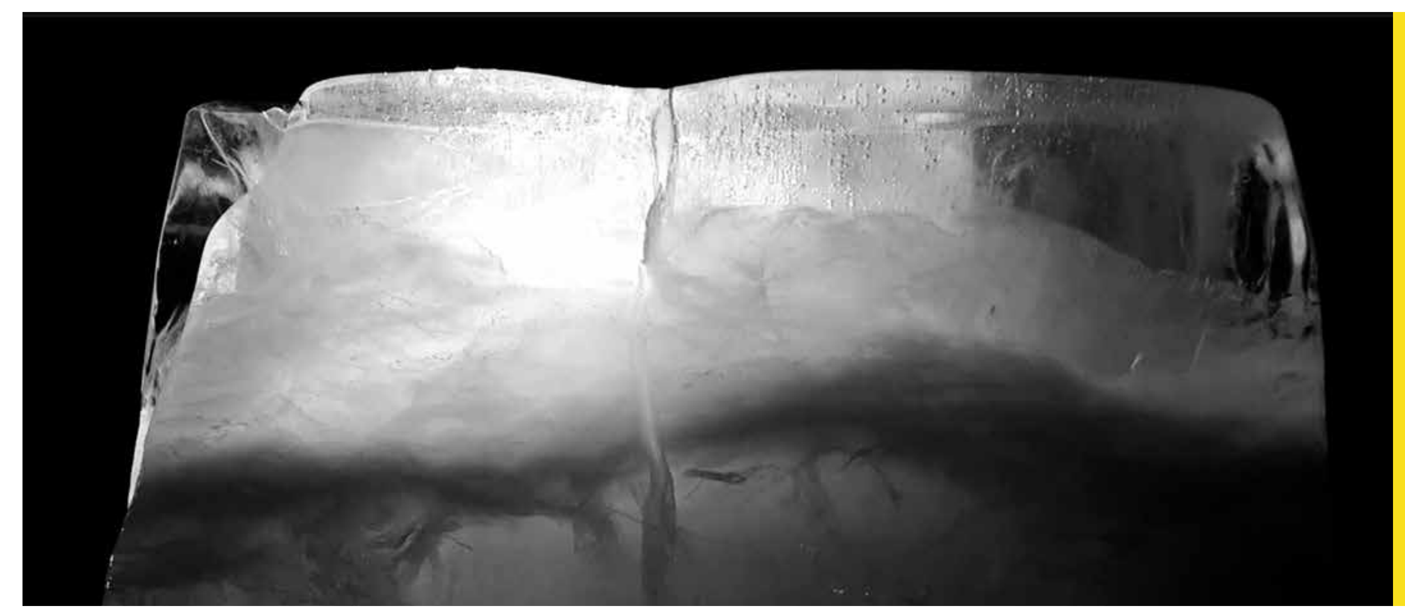
Wir wollen dabei weder so tun, als wäre Anarchismus als Begriff die Rettung, noch ist er die kontradiktorische Negation, das absolute Gegenteil des Kapitalismus und komplett unvereinbar mit ihm. Vielmehr handelt es sich um einen kombinierten Widerspruch, der Spielraum eröffnen soll. Dieser steht mit seinem Reset des Reglements auch in Kontrast zum Spielfeld, auf dem sich die üblichen ideologischen Schablonen tummeln: Libertäre und Liberale etwa pflegen eine Wahlverwandschaft, die mal verdeckter ist und mal offener zu Tage tritt. Feyerabends »anything goes« liebäugelt mit Schumpeters schöpferischer Zerstörung – Nervensäge Gerald Hörhan nennt sich »Investment Punk« (Sidenote: Bitte wandere nach Dubai aus und verschone uns mit deinen verkackten Steuertipps!) und letztlich ist es bei beiden irgendeine Form von Markt, der Alles ins Lot bringen soll.

Tatsächlich sorgt der anarchische Charakter der kapitalistischen Produktion (Ernest Mandel im Anschluss an Marx) für verbrannte Erde und dafür, dass sich das Eingangs erwähnte Bedürfnis-Karussell Strom-Wasser-Brot-Gas immer schneller dreht und alle abwirft, die sich die Ticketpreise fürs zynische Karussell nicht mehr leisten können.

Wir sagen NEIN. FUCK THAT. Das muss doch anders gehen – vielleicht kann Kunst, Theorie und Kritik ja mal wieder ihre utopischen, nicht-marktkonformen oder auch schlichteg persönlich motivierten und/oder unfertigen Faszikel eines Techno-Anarchismus anwerfen anstatt irgendwelchen NFT-Scheiss rückzuverdauen.

Minus-Kunst: Unter dem Nullpunkt.

Mit COLD RESISTANCE interessieren uns Ansätze, die die sozialen, politischen, technologischen und ökologischen Thematiken integrieren. Wir wollen aber weitergehen. Was kann COLD RESISTANCE im Sinne des kalten Widerstands, der Kälteresistenz oder auch inmitten von Untoten im unendlich lebenden Datenspace bedeuten? Wir wollen näher an den Nullpunkt des Researches: Am absoluten Nullpunkt bei minus 273 ist die





Maßzahl für Entropie gleich Null. Bei minus 273 Grad arbeiten Quantencomputer. Und wir meinen: Dort arbeitet auch die Kunst, mit allen offenen Mitteln und Medien, die kritischen Geistern zur Verfügung stehen sollten. Wir wollen uns ansiedeln zwischen Naturgesetzen, Widerspruch, Widerstand, Kunst, Leben, Sprache, Körper, Entropie, Information, der Physik der Beziehungen. Wir wollen mit Erwin Schrödinger die schlichte aber schwerwiegende Frage stellen: Was ist Leben? Konkret: Wir wissen zwar nicht, was Kunst, Leben und Bewusstsein am absoluten Nullpunkt bedeuten könnte und vermuten, es liegt in einem Outer Space der Definition, denn: Was heißt schon alleine »Null« am absoluten Nullpunkt? Aber: In der Stadtwerkstatt wurden in den letzten Jahren einige Projekte umgesetzt, die als Annäherungen an diese Thematiken gesehen werden können. Dies soll heuer neu forciert werden. Als Minus-Kunst in Progress. Als Gesellschaftskritik sowieso.
See the Open Call.

Der Text wurde vom No Content Department der STWST formuliert.

COLD OPEN CALL

COLD RESISTANCE siedelt zwischen kaltem Widerstand und Kälteresistenz, zwischen Minus-Kunst, Tech-Anarchia, Meltdown und warmer Klimakatastrophe, zwischen der kühlen Kritik des Verstandes und der widerständigen Welt des Rückzuges. Draußen: Smash! Drinnen: Im Bett liegen und kritisch sein!

Wir wollen 2023 mit COLD RESISTANCE Texte einsammeln und Projekte umsetzen. Die STWST verortet sich in einer Kunst nach den neuen Medien. Pessimismus wollen wir uns nicht leisten, aber Kritik und Horizont sehr wohl. Helft uns dabei. Schickt Texte, Projekte oder auch euch selbst. Der Call ist bewusst offen gehalten:

Du willst Kunst machen? Alles geht, zwischen Meltdown und minus 273 Grad. 1 Seite Projektskizze und einige Zeilen Bio genügen vorerst. Bis 10. Jänner 2023 an cold@stwst.at. Betreff: **Kunst bei minus 273 Grad**.

Du willst Texte schicken? Die Texte sollten mit dem Jahresclaim in Verbindung stehen und können in allen Stadien und Formen übermittelt werden – Samples oder Skizzen im Umfang von circa 2000 Zeichen genügen vorerst. Bis 10. Jänner 2023 an cold@stwst.at.
Betreff: **The TechnoAnarchia in me**.

Du willst reden? Die STWST wird 2023 wieder Küchentische veranstalten. Wer an einen der vier Essen, bei denen zwischen März und Juni Strategien zwischen Kälteresistenz, Widerstand und Kunst besprochen werden, teilnehmen möchte, kann sich mit einem formlosen Schreiben bewerben. Sprich: Schreib ein Mail, welches Thema du fürs Essen mitbringen würdest. Bis 10. Jänner 2023 an cold@stwst.at.
Betreff: **Kalte Küche**.

Alles auch auf: *cold.stwst.at*.

The Red Thread of New Media

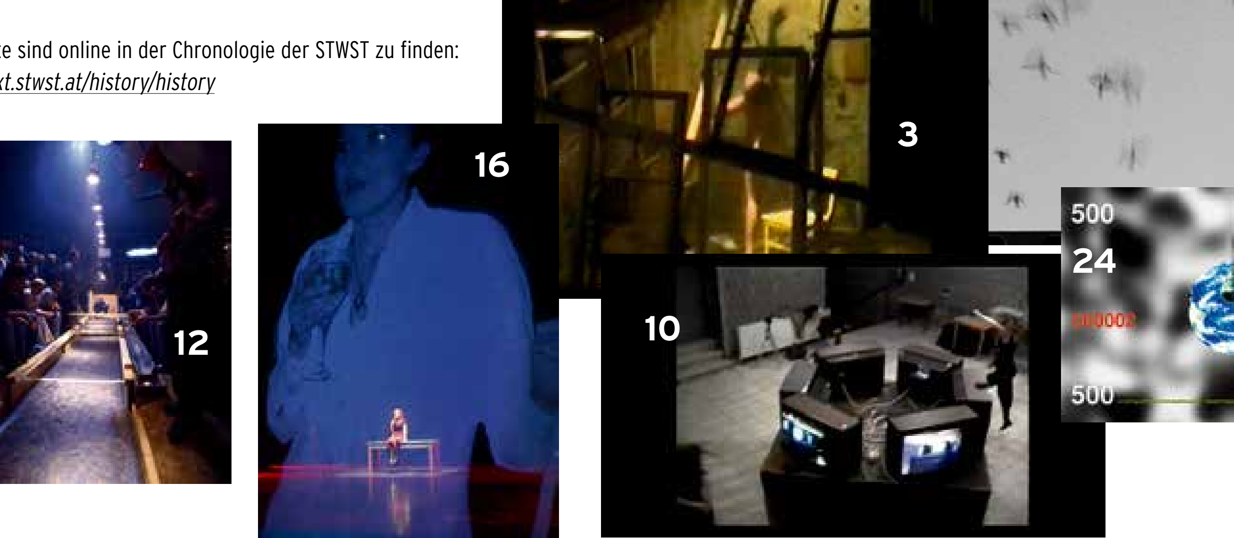
Bei dieser Auswahl der Ereignisse mischt *Tanja Brandmayr* eigene Arbeiten mit historischen Arbeiten aus der STWST und dem Umfeld.

Kontext Tanja Brandmayr: Bei dieser Auswahl geht es um Kombinationen und assoziative Wolken. Es geht es darum, Sinnkontexte, Beschäftigungsfelder, Inhalte, Bildreferenzen usw zu öffnen, und in einer weitergedachten Linie Zusammenhänge herzustellen, oder auch zu fühlen, als die zahlreichen Projekte auszuerklären. Mir persönlich geht es weiters darum, den Begriff der Medien zu hinterfragen und den erweiterten Medienkunstbegriff mit Körper, Sprache oder Netzwerken von Zusammenhängen zu sehen, means: eher das Soziale, Politische, Persönliche und Untergründige zu integrieren als Kunst nach Medienunterscheidungen durchzuexerzieren – oder auch durchzuexekutieren. Dies versuche ich in meiner eigenen Arbeit anzuwenden. Und erkenne das sehr deutlich in vielen STWST-Projekten. Ein spezieller Hinweis außerdem hier auf das 1988er-STWST-Projekt Wettergebäude: Das Haus aus Wind, Wärme, Wasser und Energie beweist wieder einmal seine Aktualität und muss meiner Meinung nach in jeden Kunstkanon aufgenommen werden.

1 Impression aus dem STWST-Archiv, zw. 79 und 83, Foto: STWST Archiv
2 Frühe Veranstaltung, STWST, zw. 79 und 83, Foto: STWST Archiv
3 Glashaus, Mona May/STWST, 1983, Videostill: STWST Archiv
4 Sonic Youth in der STWST, 1983 (83!), STWST Plakatarchiv
5 Die Oper lebt, STWST, 1985, Foto: Chris Althaler
6 Baggerhochzeit, STWST, 1987, Foto: STWST Archiv
7 Das Wettergebäude, STWST, 1988, Foto: STWST Archiv
8 Einzug in die Krichengasse 4, Foto: STWST Archiv
9 Im Teilchendschungel der Wahrscheinlichkeit, im Bild: Gabi Kepplinger, 1992, Foto: STWST Archiv
10 Early Piece, Tanja Brandmayr/Doris Jungbauer, 1994, Still: Archiv tb
11 Checkpoint, STWST, 1995, Foto: STWST Archiv
12 Glasfieber, STWST, 1996, Foto: Norbert Artner
13 Clickscape, STWST, 1998, Foto: Norbert Artner
14 Aktion Schwimmen gegen Rechts, 2001, Foto: STWST Archiv
15 Versorger wird zur Versorgerin, 2005, Zeitungsarchiv STWST
16 Messie Balls, Brandmayr/Jungbauer, Foto: Reinhard Winkler
17 If I were A Boat, Josseline Black, STWST, 2012, Webcam-Performance
18 Sleep Battle, STWST, 2018, Videostill: Claudia Dworschak
19 Windlines, Tanja Brandmayr, 2018, Foto: tb
20 Sand Hole, Franz XAVER, 2019, Foto: Sandrik
21 GrundlTV, STWST/Apephonie Prod., 2020, Videostill: STWST Archiv
22 Electromagnetic Massage, Franz Xaver, Sujet: Tanja Brandmayr
23 Postglow Cinema, Astrid Benzer/Tanja Brandmayr, 2021, Foto: taro
24 500er-Gibling_NFP, Franz XAVER, 2022, Gestaltung: Franz XAVER
25 Ich häng mir die Welt um, Tanja Brandmayr, 2022, Screenhot: tb

Mehr Red Thread von Tanja Brandmayr:
https://newcontext.stwst.at/history/redthread/tanja_brandmayr

Die STWST-Projekte sind online in der Chronologie der STWST zu finden:
https://newcontext.stwst.at/history/history



The Red Thread of New Media Art

Bei dieser Auswahl der Ereignisse versucht *Franz XAVER*, eigene Erfahrungen mit Arbeiten aus dem STWST-Umfeld zu mischen.

Kontext Franz XAVER: Die Auswahl ist eine subjektive Sicht auf Projekte, die meinen Kunstbegriff beeinflussten. Genauso wichtig ist die Sicht auf Medien, Kunst und Soziales, um die Wirkung von digitalen Informationsmedien auf unsere Gesell-schaft besser einschätzen zu können. Um dies zu erreichen, geht es um raumerweitete Skulpturen im sozialen Kontext.
Die Erweiterung des Raumes und der exaktere Umgang mit der Gegenwart geschah im Medienkunstzeitalter vor dem Internet über analoge Signale. Diese prägten Begriffe wie Live-Signal und Echtzeit. Durch technologische Hilfsmittel veränderten sich erweiterte Raum- Zeitinstallationen. Durch die digitale Bearbeitung des Signals änderte sich die Zeitspanne der Gegenwart. Vergleiche die Namen der Künstlergruppe: »minus delta t« (1982) mit dem Kollektiv »t0 – Public Netbase« (1994). Aus diesen Gründen teile ich »Kunst mit Technologie« in analoge und digitale Medien.



1977
Titel: Nike, Idee: Hausrucker&Co
Foto: ORF



1978
Titel: Tvind-mill, Idee: Tvind-Schule Jütland
Fotos: Jens Bludau + tvind78



1980
Titel: Stadtwerkstatt, Idee: Über eine Lehrveranstaltung der Kunstuni - Wolf Sator
Foto: Archiv STWST



1982
Titel: 7000 Eichen, Idee: Joseph Beuys
Foto: Baummapper Wikipedia



1982
Titel: Bangkok. Idee: minus delta t
Foto: Karel Dudesek



1985
Titel: Wohnsituation in der STWST,
Idee: Workflow STWST
Foto: Archiv STWST



1986
Titel: Trans World Concert,
Idee: Wolfgang Georgsdorf
Foto: Archiv STWST



1989
Titel: Neue Fliesen und Nomaden,
Idee: Gotthard Wagner + STWST
Foto: Archiv STWST



1989
Titel: Automaten TV, Idee: Ritter - Binder - Lehner - Xaver + STWST
Foto: Brucknerhaus Kohl



1990
Titel: Sphärenklänge, Idee: fx
Foto: Wolfgang Woess



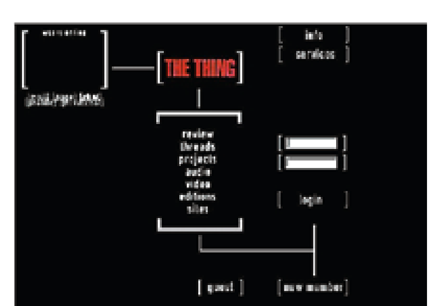
1991
Titel: MIXed, Idee: STWST
Foto: Ritter/Hauenschild - Max



1993
Titel: Stubnitz, Idee: Antonia, Armin, Blo u.a.
Foto: fx 2017



1994
Titel: Die Elektronische Galerie, Idee: fx + Kunstlabor,
Foto: fx



1994
Titel: The Thing, Idee: Wolfgang Staehle
Foto: Wikipedia - Screenshot



1995
Titel: Silverserver, Idee: Oskar Obereder - Clemens Zauner
Foto: Dextro



1995
Titel: T0, Idee: Konrad Becker
Foto: Kuda.org

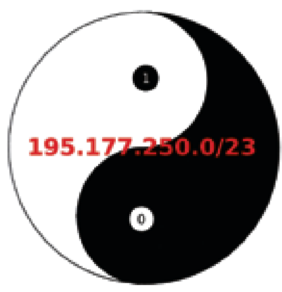


1997
Titel: Makrolab, Idee: Marko Peljhan
Foto: Marko Peljhan





2002
Titel: Funkfeuer.at, Idee: fx - Silverserver, Atnet
Foto: fx



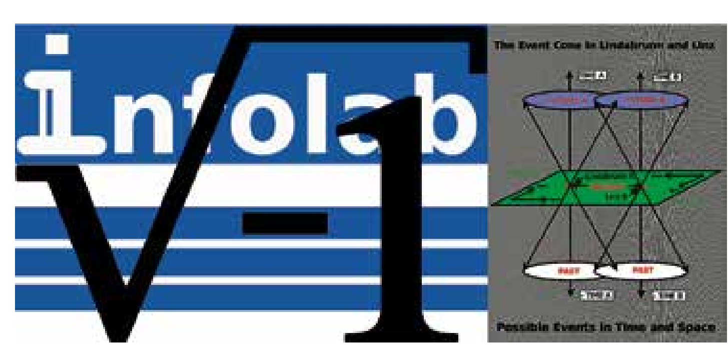
2003
Titel: Autonomous digital Space, Idee: fx
Foto: fx



2004
Titel: Medienkunstlabor Data-Spind, Idee: fx
Foto: fx



2009
Titel: Eleonore, Idee: Chris Eder, Taro Knopp, fx
Foto: fx



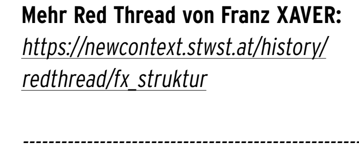
2018
Titel: Die Dritte Natur, Idee: fx
Foto: fx



2021
Titel: Rotting Apple, Idee: fx
Foto: fx



2022
Titel: Gibling, Idee: fx
Foto: fx

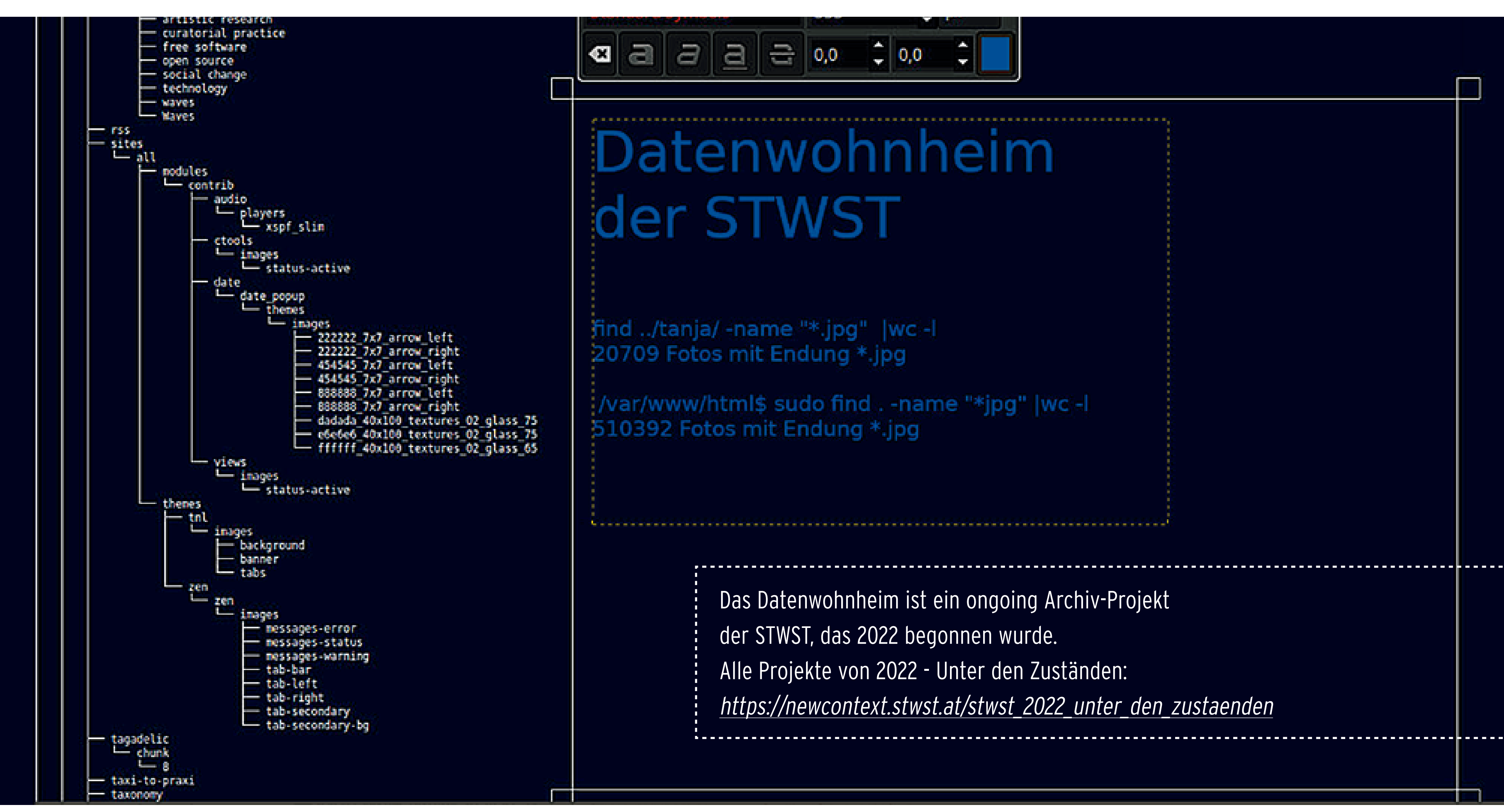


Mehr Red Thread von Franz XAVER:
https://newcontext.stwst.at/history/redthread/fx_struktur

Für den **Red Thread** werden 2023 weitere Artists und Produzent:innen angefragt, ihre eigenen Arbeiten in Beziehung zu STWST-Projekten zu setzen.

https://newcontext.stwst.at/history/the_red_thread_of_media_art

STWST48x8 DEEP Dokumentation online:
https://stwst48x8.stwst.at/dokumentation



»What lives in the data center?«

Davide Bevilacqua gives a preview of the servus.at 2023 program.

»The future is uncertain, but we will be back« is one of the sayings of the AMRO community, whose festival meetup had to deal with precarity and uncertainty for many years. At the end of every edition, looking towards the future, the community greets each other like this, being sure it will find ways to meet again, somehow and somewhere.
The motto echoes back particularly strongly at the end of 2022, with the fragile post-pandemic economic, social and political conditions shaken by the Ukrainian invasion. Now that every existing equilibrium oscillates, many entanglements that were taken for granted are being questioned and new fragilities of the globalized dynamics become visible.
Even the simple increase in electricity costs just joined the already long list of things to worry about.

At the moment of writing this text, the previsions for electricity bills for 2023 vary between 100% to 300%, which means that servus.at could potentially need from 2 to 4 times more resources to run the same infrastructure as today. No worries, we are working on that and, luckily, in the past year could already switch a few of our old energy hungry machines and now more steps are to be taken to make our infrastructure less needy. This is nevertheless not only a technical problem, it opens also interesting spaces for reflection on the way non-commercial initiatives react to such problems. Not surprisingly, the consequences of the rising energy costs are handled way less emotionally in commercial entities, who either manage to outsource their additional costs to their customers or quit, both done without considering much what that means for the people relying on it. We also see that, in one way or the other, the big fishes will still find their ways of generating profit and thereby continuing with their projects, also infrastructural ones. As a side note on this, we salute the news that Google finally started the construction of their long-awaited data center in Kronstorf, which we visited with the artist *Christina Gruber* during the *AMRO Research Lab 2019* (see below).
The 2023 AMRO Research Lab is an occasion to address how the independent server infrastructure becomes a space inhabited by communities and ideals. Since 1996 servus.at is focusing on the impact of open-source on the local and international art and culture scene, seeking independence from commercial Internet corporations by operating its own Internet infrastructure in a self-administered data center in the Stadtwerkstatt Linz. The digital services that are operated here are offered to servus members, the Upper Austrian cultural scene, and the community of artists and activists who are engaged throughout Europe with the issues of radically opening up technology through artistic practice. This is how servus sees itself as a cultural data center, a »backbone« dedicated to artistic and cultural practices where technical infrastructure (access points, production environments and powerful connections) goes hand in hand with artistic research and production.



Walking along the border of the Google property in Kronstorf to estimate its size.

All this is based on the conviction that the works of artists using independent and experimental platforms gain a certain critical power and conceptual density that would not be there otherwise if they would use any other commercial tool. Despite the constant challenges, servus.at and its sister association mur.at are one of the few remaining »art servers« in Austria, hosting networks of radical art creators that now call again for documentation, visibility, and circulation.
The motto for the annual program 2023 »What lives in our data center?« refers to this. We will be looking at digital services and content, but also at the communities that use the servers of servus.at as a meeting point and production environment.

Minamisanriku – Hague Special Art Experiment Zone (SAEZ)

One example is the section of the *Artist Run Data Center*. ARDC defines a pool of approximately 20 Virtual Machines in our data center that are hosting projects from artists and collectives from the servus/AMRO community. Initiated through residencies or Research Labs, these shared computational resources are used as a collaboration platform for/between collectives.
A recent project is the *Minamisanriku – Hague Special Art Experiment Zone (SAEZ)*[1], a virtual residency project that connects the port cities Minamisanriku and Hague organized by the AMRO community member *Yoshinari Nishiki* (a.k.a Inari Wishiki).
A long-term VM project is the *Pervasive Labor Union zine*, a project on social network work initiated in 2015 by Lídia Pereira. The different issues of the zine focus on specific subtopics, such as »Like Buttons«, »Pervasiveness«, and also »Post-Truth Publishing«.[3]
The *RL23* will give space to current and new forms of virtual spaces for art production, conceptually continuing the research developed in the *Next Cloud Residency* and *Atelierhaus*.
The work on topics of infrastructural sustainability addressed last year with *Hosting with the Other* as well as in the *RL19* and *AMRO20* will be spun further this year. Thematically, we want to question the current muscle-building trend in technology that believes that we need »more data = more computing = more electricity = more emissions = more heat« to solve all our problems. Maybe progress is not necessarily about launching the next costly trained Machine Learning model to get the automatic answer; solutions could also come via methods inspired by the »degrowth« or »post-growth« debate. Low-powered Internet, self-hosting, and hyperlocal networks, as well as permacomputing and a collegial approach to technologies, seem to have promising hints worth testing, on which alternative forms of contemporary data centres can be built. This session is currently planned as a *Server Friendly Summer Camp* for the hot season. We are still deciding if we'd join the Sommerfrische by camping in the server room or if we move our infrastructure up on the glacier. More to come!
And alongside these two moments envisioning modalities of technical infrastructure, we also want to explore what can be done with these tools. With the artist S()fia Braga we bring further research on generational connections & online activism: in this Lab we will observe how new forms of activism are dispersed across different platforms, taking advantage of the properties of software to convey socially relevant messages. What can F/LOSS (Free/Libre Open Source Software) and privacy-oriented activist communities from Gen Z activists who are turning user agreements on their heads in the walled gardens of Big Tech?
And finally, in the second edition of the *Servus D*sign Week* we want to be looking at the tools that the web is designed with. Like the first event in 2021, servus organizes in cooperation with *RadioFRO* and *Potato Publishing* – this time also with *VisKom* from the Kunstuni – a week of workshops and conversations on design and politics. In the 2023 edition, we will address the tropes of the Commons and Openness in the design process and the cross-modalities of web2print techniques.
All this, and some further workshops and events that will emerge and evolve over the year, will be announced in our Newsletters and documented on the research blogs of the AMRO Labs 2023: *https://research.radical-openness.org*
To stay up to date, make sure you follow our channels and especially our account @ servus@servus.social.at on Mastodon, a decentralized social media that is currently getting a lot of attention due to the new ~~experimental~~ disastrous management of the bird site (Twitter).



The Pervasive Labor Union

---

[1] *https://msr-haag.org/*
[2] *https://irational.org/inari/*
[3] *https://ilu.servus.at/*

Davide Bevilacqua is currently interim manager & curator at servus.at, an association dealing with open source internet infrastructure and online art and culture. He organizes the community festival AMRO Art Meets Radical Openness since 2018.

The Arrival of the Cloud – or Let Me Google That For You

By *Christina Gruber*.

After 14 years of waiting, it seems that the Google data center in Kronstorf, Upper Austria, will be built after all. Many hopes hung and still hang on the location of the data center in the »POWERREGION« (*https://www.power-region.at/*). But a lot has changed since 2008, not only have our requirements for the cloud increased in terms of storage capacity and stability, but also the growing interest in data security, and questions about who can dispose of our data and local supply units. In addition to these concrete demands on the cloud, we are experiencing the warmest October since weather records began in Austria and our rivers are struggling with alarmingly low water levels. At this very moment, on October 24, 2022, local and international media are reporting on the concretization of Google's arrival in Kronstorf. Could it be that the rapid warming of our planet and the expansion of Google's cloud network are related? One of the reasons for the location is the close proximity to the Enns River and its hydroelectric power plant, as well as the possibility to extract water for cooling the data center. These small-scale changes have major impacts on sensitive aquatic habitats. For fish, a water warming of 0.1 degrees Celsius causes stress and accelerated metabolism because they are ectothermic, which means that their body temperature is dependent on environmental temperature. This can cause reproductive cycles to go haywire or stop altogether. In addition, parasites that previously could not survive the cool water temperatures may become established. Thus, it is questionable whether the supposedly sustainable cooling methods in data centers are really as »green« and sustainable as they appear. Most of the time, this view is focused on only one species and that is ours, or more precisely, the Digital Consumer. But it is precisely the latter who often follows the *Let Me Google That For You* principle and should therefore quickly come to the conclusion that, in the fight against the climate crisis, the exploitation of water bodies and the building up on green spaces are no longer appropriate and contribute to global warming.

Christina Gruber is an artist and freshwater ecologist, who works at the intersection of art and science. In her work she deals with societal phenomena and their effects on the earth's surface. Water is of special interest to her. Christina sees it as the element all things on earth have in common. It is the connector between stories of different places and layers, running through everything, from clouds to data centers. http://www.christinagruber.net

Kopfschnittgalerie Wildfrucht

Nestbau und Kunstexkurs: *Georg Wilbertz* über das Donauufer-Projekt von Andrea Lehmann und STWST.

Auf der Ostseite der Nibelungenbrücke steht der Linzer Stadtwerkstatt ein gepachteter, knapp 90 Meter langer Abschnitt Donaulände zur Verfügung. Auf diesem, der Innenstadt zugewandten Außenposten namens DeckDock realisiert die Stadtwerkstatt seit 2008 unregelmäßig Projekte im öffentlichen Raum, deren Charakter maßgeblich durch die besonderen Bedingungen auf diesem Streifen geprägt sind. Offensichtlich bot der dabei über die Jahre eingetretene, charmante Wildwuchs des stetig ausufernden Bereiches (STWST-Credo für das DeckDock: »Wildwuchs vs Planung«) immer wieder Anlass für teilweise harsche Kritik von Nachbarn und Passanten. Zudem herrschen entlang der innerstädtischen Donau erstaunlich detaillierte Regeln für beinahe alle Dinge, die man an der Donau vorhaben könnte; das heißt, »Wildwuchs« ist an sich hier eher nicht gefragt. Selbst dann nicht, wenn er im Schatten der Nibelungenbrücke und dem lauten Getriebe der Stadt eigentlich untergeht. Wie auch immer: Nach diversen Winter- und Sommerbespielungen sowie einem herausfordernden Pflanzenwachstum war es wieder Zeit zu handeln.

Bild: sandrik

Rund ein Jahr lang, von Herbst 2021 bis Herbst 2022, befasste sich die Linzer Künstlerin Andrea Lehmann mit dem Streifen Uferland, um nicht nur für dieses, sondern auch aus diesem heraus, künstlerische Impulse zu entwickeln. Dies war von der STWST angefragt, und ein Konzept, das sozusagen weiträumigeren Sicht- und Benutzungsachsen öffnen sollte. Lehmann unterwarf deshalb die Umgestaltung des Ortes zunächst keinem stringenten Konzept, außer, die aus ihrer künstlerischen Arbeit entwickelten »bildnerisch permakulturellen« Ansätze und Methoden zu realisieren. Zunächst standen das Beobachten, Kennenlernen, Sammeln und Dokumentieren im Vordergrund. Es ging dabei um konkrete Fragen: Was ist hier eigentlich »Natur«? Sollte oder muss man sie formen? Wenn ja, wie? Was verbindet die Sphäre des Bewuchses mit den vorbeigehenden Passant*innen? Wie wurde der Streifen bisher genutzt? Hinsichtlich der letzten Frage gaben die reichlich im Gebüsch zu findenden Artefakte (sprich Müll) beredt Auskunft. Im Zuge der von Andrea Lehmann mit der STWST durchgeführten Schnitt- und Aufräumaktionen ergab sich eine ortsspezifische »Archäologie« der Überbleibsel (Flaschen, Kabel etc.). Auch diese wurden dokumentiert, aufgeklaubt und zu Ausgangsmaterialien weiterer künstlerischer Produktion.

Am – vorläufigen? – Ende von Lehmanns Auseinandersetzung mit dem Uferstreifen stand im Oktober 2022 ein umfassender Umgang mit dem Beschnitt der Vegetation und das Ausdünnen ihrer Dichte. Dazu wurde zunächst von der STWST ein Baumpfleger engagiert, der den Bewuchs professionell beschnitt – und an den Bäumen etwa einen sogenannten »Kopfschnitt« durchführte. Idee seitens der STWST war, auch diese ohnehin notwendigen Tätigkeiten in die Länden-Bearbeitung von Andrea Lehman einfließen zu lassen – und diese Materialien zu einer »Kopfschnittgalerie« zu transformieren. Daraus entwickelte Andrea Lehmann ihre bereits begonnenen Zugänge von »Nestern« weiter. Der Wildwuchs wurde zum Garten. Das dabei anfallende Material wurde nicht entsorgt, sondern zu einem überdimensionalen Nest arrangiert. Dieses riesige Nest stand nicht nur in der Tradition der Landart, und erzeugt etwa bereits von der Brücke aus eindeutige Sichtbarkeit, sondern verwies als eine Art Ur-Architektur auf Aspekte wie Schutz, Geborgenheit, Versorgung oder Fortpflanzung. Lehmanns Nest symbolisiert damit grundsätzlich unseren von Widersprüchen geprägten Umgang mit Landschaft und Natur. Greift der Mensch bändigend in diese ein, geht es meist darum, sie zu funktionalisieren und die genannten Zwecke zu verwirklichen. Es geht um mehr als die Gemütlichkeit eines Nestes.

Bild: jan


Bild: tb

Als begleitenden Gegenpol zum Nest am Donauufer gestaltete Andrea Lehmann Ende Oktober in der Stadtwerkstatt eine Ausstellung namens »Kopfschnittgalerie - Wildfrucht«, die neben Fundstücken auch Fotografien und künstlerische Arbeiten zum Thema vereinigte. Vergleichbar der Beiläufigkeit, mit der das Nest trotz seiner Größe eher unauffällig den Uferstreifen besetzte, »schlichen« sich die Exponate in einen Foyerraum, der eigentlich nicht klassisch für Ausstellungszwecke gedacht ist. Entsprechend nicht-museal gestaltete sich das realisierte Setting. Der Verzicht auf gewohnte museale Präsentation hatte eine selbstverständliche Integration der Exponate in den Stadtwerkstatt-Alltag zur Folge. Damit adaptierte dieser Ausstellungsteil des Projekts die Wirkungsweise des Nests an der Donaulände. Die Artefakte auf diese Weise temporär in alltägliche Räume zu integrieren, ist nicht nur ein verbindendes Moment zwischen beiden Projektteilen. Lehmann verzichtet auf komplizierte Ästhetisierungsprozesse und macht das Gezeigte zum selbstverständlichen Teil unserer Lebenswirklichkeit. Auch wenn vor allem die Fotografien teilweise auf traditionelle Muster der Natur- und Landschaftsfotografie zurückgreifen, rückt ein beschönigendes Bild von Natur und Landschaft in den Hintergrund. Nicht mehr das korrekte, zugleich ideale Abbild der Natur, wie es zum Beispiel Alfred Dürer in seinem »Großen Rasenstück« (1503) realisiert, steht im Vordergrund, wenn Andrea Lehmann geschnittenes Gras in Plastikflaschen stopft. Ihre »Rasenstücke« resultieren aus der Verformung, die sie durch das Hineinzwingen in die Flaschen erhalten. Werden sie schließlich aus diesen herausgeschnitten, bleiben melancholisch-traurige »Skulpturen«, die mit einem gewissen Witz zum Symbol vollkommener, zugleich nutzloser Naturbeherrschung werden. Einzig Lehmanns kreisförmige Blattbilder repräsentieren ein mit künstlerischen Mitteln geschaffenes Bild der Natur. Sie stellen damit ausschnitthaft eine Verbindungslinie zur langen, überreichen Tradition der ästhetisch aufbereiteten Natursicht und -darstellung in den bildenden Künsten dar.

Andrea Lehmann ist Bildende Künstlerin in Linz und Oberösterreich. Absolventin der Kunstuni in Linz, zahlreiche Ausstellungen. Im Rahmen verschiedener Langzeitprojekte erforscht sie unter anderem Naturräume, bearbeitet Orte mit Zeichnung und mit der Philosophie der Permakultur.

Mehr Infos und Bilder zum Projekt »Kopfschnittgalerie Wildfrucht«:
https://newcontext.stwst.at/kopfschnittgalerie_-_wildfrucht_2022

Mehr Infos zum DeckDock:
https://newcontext.stwst.at/deckdock

Das Nest ist mittlerweile Geschichte – es wurde vom Grünschnittservice der Stadt Linz abgeholt.

Einige Stücke von Andrea Lehmann und ihrer Arbeit an der Lände sind in die Kunstschaffenden-Ausstellung DRAUSSEN gewandert. Noch bis 21. Dezember zu sehen. *www.diekunstschaffenden.at*

Georg Wilbertz ist Architektur- und Kunsthistoriker und lebt in Linz.

Les Beaver Sculpteurs

Material von Abby Lee Tee.

Zuerst hatten sie nur ihre Spuren am skulpturalen Aufbau hinterlassen, sich ins Innere des Nests gegraben und ein ganzes Rinden-Rondeau abgenagt. Mehrmals besuchten Biber des nächtens das STWST-Ufer. Dies blieb auch dem Linzer Sound Artist & Biber-Experten Abby Lee Tee nicht verborgen, der die Biberfamilie bei ihren Ausflügen besuchte. Mehr als 2 km Weg zum Stadtwerkstatt DeckDock nahmen sie auf sich, um den offenbar sehr schmackhaften Weiden zu frönen und an der skulpturalen Gestaltung des Nestes zu partizipieren. Abby Lee Tee ist Musiker & Sound Designer. Seine Vorliebe für Field Recording & die Beschäftigung mit den Grenzbereichen zwischen Musik & Geräusch sowie Kultur & Natur zeigt sich in Form einer Vielzahl an Veröffentlichungen, Installationen, Soundwalks oder Theater-Projekten. Seit 2020 widmet er sich der Erforschung von Bibern & ihren Lautäußerungen – seine Aufnahmen aus dem Inneren einer Biberburg wurden heuer u.a. vom Museum of Sound und dem BBC Radiophonic Workshop mit dem »Sound of the Year Award« ausgezeichnet.

Außerdem ein Hinweis auf die Arbeit riversssounds – donau (2020):
https://abbyleetee.com
https://www.riversssounds.org/donau



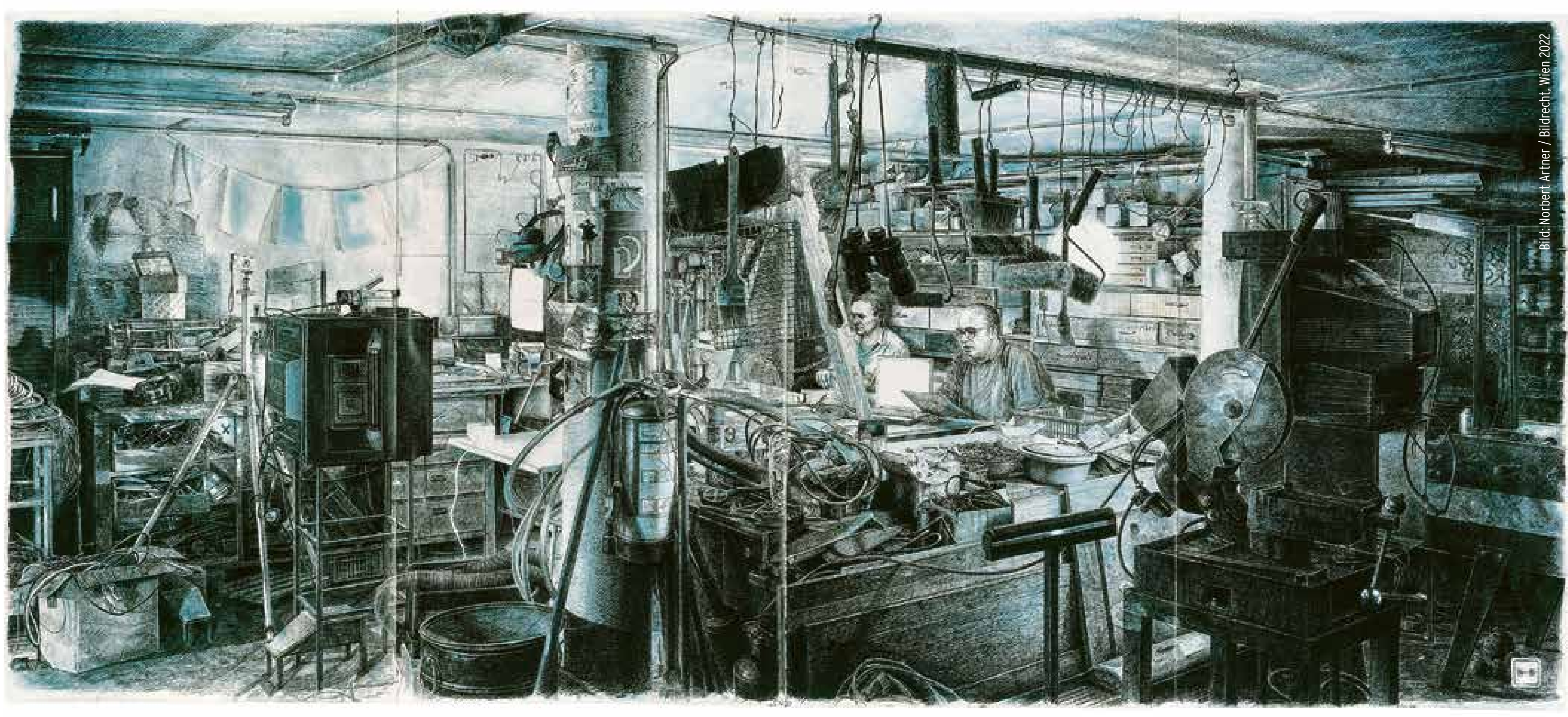






Die Werkstatt in der Albertina

Wie gelangt die Werkstatt der Stadtwerkstatt in die Wiener Albertina? Durch Hauenschild Ritter und deren zeichnerisches Oeuvre als Künstlerkollektiv. In der Albertina hängen derzeit unter anderem vier großformatige Werke, die die STWST-Werkstatt darstellen.


Bild: Norbert Artner / Bildrecht, Wien 2022

Hauenschild Ritter, Monitor, 2003. Pastell auf Papier, Arbeiterkammer Wien © Hauenschild Ritter

Mit dem vierteiligen Zyklus *Im Lichte der Arbeit* beziehen sich Hauenschild Ritter auf ihre jahrelange Arbeit für die Stadtwerkstatt Linz, mit der sie Projekte im öffentlichen Raum, Kunst am Bau sowie multimediale Beiträge für Fernsehen und Radio realisieren. Die Zeichnungen zeigen die beiden Medienkünstler beim Konzipieren und Bearbeiten ihrer Werke. Als Lichtquelle in der fensterlosen Werkstatt fungieren die Monitore, die mit ihrem bewegten Bild das Szenario erhellen. Sie sind eine Bezugnahme auf die von der Stadtwerkstatt produzierten Videos sowie die Bilderflut, die täglich über unzählige Bildschirme auf uns einströmt. In den Zeichnungen selbst bleiben die Monitorflächen jedoch weiß, die Bilder leer. Das seltsame Durcheinander im Raum enthält Versatzstücke anderer Projekte und veranschaulicht zudem das Verhältnis der Künstler zueinander, das geteilte Arbeiten. Der reale Raum verwandelt sich in der Zeichnung in einen symbolischen Raum, in dem schöpferische Arbeit stattfindet. In einem der vier Bilder, in *Max-TV* sehen wir Max, den Hausmeister der Stadtwerkstatt, mit einem Monitor in Händen und einer Kamera neben sich – eine Zusammenführung der Entstehung von Bildinhalten und ihrer Betrachtung, was auch uns selbst miteinbezieht.

Der vierteilige Zyklus *Im Lichte der Arbeit* ist dabei Teil der Ausstellung »Hauenschild Ritter – Muntean/Rosenblum – Zwei Künstlerkollektive in Österreich«.

Die Albertina präsentiert zwei in Österreich ansässige Künstlerduos, die in langjähriger Zusammenarbeit einen eigenen, unverkennbaren Stil entwickelt haben: die Medienkünstler Peter Hauenschild und Georg Ritter arbeiten seit 1989 gemeinsam an ihren monumentalen Zeichnungen. Markus Muntean und Adi Rosenblum schaffen ihre Werke seit 1992 in Kollaboration. Beiden Kollektiven widmet die Albertina eine zweiteilige retrospektiv angelegte Ausstellung, die die jeweiligen Hauptwerke – aus eigener Sammlung wie auch Leihgaben – zusammenführt.

Die Gattung der Zeichnung gilt als individuellste ästhetische Äußerung. Daher darf die bis zur Ununterscheidbarkeit zweier Hände reichende Zusammenarbeit von Hauenschild Ritter im ersten Teil der Ausstellung als außergewöhnliches Phänomen verbucht werden. Im Konzipieren der gezeichneten Werke bleiben die beiden Medienkünstler ihrem sonstigen Schaffen verbunden, indem sie Szenen zuvor digital zusammenstellen und Objekte am Computer entwerfen, ehe sie sie gemeinsam per Hand auf dem Papier skizzieren. In einem Schichtaufbau legen Hauenschild Ritter abwechselnd Schraffur über Schraffur und modellieren daraus ihre Interieurs, Landschaften und Figurendarstellungen. Die Zeichnungen entstehen stets zwischen anderen Projekten, in Situationen, die aus dem Alltag herausgelöst sind. Die Flut der Bilder, die die Künstler umgibt und zu der sie selbst beitragen, wird im Prozess des langwierigen und akribischen Zeichnens entschleunigt und in Form der Zeichnung zum Stillstand gebracht.


Bild: Pixelstorm Litho & Digital Imaging

Hauenschild Ritter, Gimmi Shelter, 2008. Pastell auf Papier, Besitz der Künstler © Hauenschild Ritter

Von Hauenschild Ritter sind 21 Arbeiten zu sehen, folgende Titel: *Im Lichte der Arbeit* (Stadtwerkstatt Werkstatt, vierteiliger Zyklus, siehe oben), *Underneath* (New York Aufenthalt), *Schnee* (Ruinen einer Lagerhalle), *Lichtung* (Gefällte Bäume), *Wenn das Gras kniehoch steht* (Aufgelassener Friedhof in Madrid), *Bohrköpfe* (technische Gegenstände aus dem Kontext), *Gimme Shelter,* siehe folgend:

Mit *Gimme Shelter*, zu Deutsch »Gib mir Unterschlupf«, widmen sich die Künstler dem sogenannten »Igel«, einer höhlenartigen Hütte im Toten Gebirge, die der Widerstandsbewegung des Salzkammerguts während des NS-Regimes in den Jahren 1944 und 1945 als Versteck und Stützpunkt diente. Da man während dessen Errichtung einer Igelfamilie begegnete, erhielt der Bau diesen Tarnnamen. Zwischen 15 und 20 Männer fanden hier Unterschlupf und blieben – trotz wiederholter Suchaktionen – bis zum Kriegsende unentdeckt. *Gimme Shelter* lässt nichts davon erahnen. Nicht einmal der Titel – ein Verweis auf den gleichnamigen Rolling-Stones-Song – gibt Aufschluss darüber, worum es sich handelt. Hauenschild Ritter ziehen für ihre Zeichnung kein Archivmaterial heran, sondern präsentieren den Schauplatz im aktuellen Zustand, rund 60 Jahre nach den damaligen Ereignissen. Der Wald hat sich das Terrain längst zurückerobert. Doch im Wissen um die Bedeutung des Ortes glaubt man die Männer beinahe vor sich zu sehen, wie sie sich am sichtgeschützten Feuer wärmen, den neuesten Nachrichten aus dem batteriebetriebenen Radio lauschen oder von den Frauen im Tal mit dem Notwendigsten versorgt werden. Gerade aus dem, was nicht zu sehen ist, aus einer Ereignislosigkeit heraus, entwickelt das Bild seine Spannung. Sämtliche Geräusche sind in diesem Standbild ausgeblendet, Wind und Vogelgezwitscher scheinen kurz auszusetzen, um mit uns in einer Momentaufnahme zu verharren und innezuhalten.

**Wir vermuten ja: Es geht nicht, nicht zu kollaborieren.
Aber: An dieser Stelle Zitate von Ritter Hauenschild in Sachen »Einsames Schaffen vs Kollaboration«:**

»(...) Das Gegenüber ist Anregung zum Denken und Handeln. Das Gegenüber bedingt den Diskurs und durchbricht den inneren Monolog, das Selbstgespräch. Zudem steht ja das Werk nicht für sich alleine, ich möchte es in einen sozialen Zusammenhang stellen. Der gemeinsame Weg ist aber nicht immer einfach, da Reibungen vorprogrammiert sind. Und die eigene Position ist immer aufs Neue zu finden und zu definieren.«

»Durch das gegenseitige Überzeichnen, Überlagern, Durchstreichen und Ergänzen entsteht ein eigenartiges Geflecht von Kommunikation – ein wortloses Gebilde – etwas Geheimnisvolles liegt dahinter auf Lauer.«
(Peter Hauenschild)

Hauenschild Ritter – Muntean/Rosenblum
Zwei Künstlerkollektive in Österreich
Albertina Wien, 5. Oktober 2022 bis 15. Jänner 2023

21 Arbeiten von Hauenschild Ritter
21 Arbeiten von Muntean/Rosenblum
Kuratorin: Elsy Lahner, Kataloge erhältlich.
www.albertina.at

Fette Textpassagen: Versorgerin Redaktion
Andere Textpassagen: Auswahl aus Albertina Presse/Kuratorinnentext
Von Hauenschild Ritter stammt das Cover dieser Versorgerin: »Lichtung«, 1994 (Ausschnitt) – im Saal der STWST gehängt.

Herzblutwiese Stadtwerkstatt

Autonomie, Kunst, Medien, Musik: Mehr als 40 Jahre Kulturverein aus feministischer Perspektive. Ein Einblick in das laufende Rechercheprojekt.

Die Geschichte der Stadtwerkstatt (STWST) beginnt 1979 und entwickelt sich als autonome Struktur. Sie entstand als Utopie von Kunst und Leben bzw. eines Lebens- und Arbeiten-Konzeptes, das sich durch die Manifeste der jüngeren Avantgarde, durch Ablehnung einer bürgerlichen Behübschungskultur sowie einer Kritik an der immer noch autoritär beeinflussten Nachkriegsgesellschaft auszeichnete. Die Stadtwerkstatt behauptete sich zwischen Häuserkampf, sozialem Wandel und Kunst. Seit den 1980er-Jahren und noch vor den digitalen Medien entstanden interaktive, hybride Medien- und Telematik-Formate und eine Prozesskunst als Medienkunst. Aus diesen intensiven, auch hochpolitischen Auseinandersetzungen im Feld der Kunst und der Medien ist historisch auch die Entstehung der Netzkulturintitiative servus.at (1996) und des freien Radio FRO (1998) zu verstehen. Beide entwickelten sind aus dem Umfeld der STWST und arbeiten immer noch im Haus der STWST.

Die Stadtwerkstatt wurde als freies Künstler:innenkollektiv gegründet, prägte seit den 1980er Jahren die Linzer Stadtgeschichte sowie die frühe Medienkunstgeschichte und ist bis heute ein autonomes Kulturhaus in Linz, das zwischen Kunst, Gesellschaft und den Beschlagwortungen »Anstiftung zur Initiative« oder »Transformation von Kunst und Gesellschaft« agiert. Heute besteht der Verein Stadtwerkstatt aus den Departments New Art Contexts, einem Medienbereich, dem Musikclub und den sozialen Sphären der Öffentlichkeitsbereiche des Hauses – die Bereiche arbeiten verschränkt.

Die an sich widerständische Geschichte des Hauses spiegelt aber auch konforme gesellschaftliche Prozesse wider: Frauen haben in der STWST in unterschiedlichen Bereichen wesentlich mitgearbeitet, Schlüsselpositionen eingenommen, politische Arbeit geleistet und haben Kunst gemacht. Eine nachhaltige Präsenz und Sichtbarkeit von Frauen hat sich jedoch nicht oder zu wenig hergestellt. Damit beschäftigt sich das Rechercheprojekt »Herzblutwiese Stadtwerkstatt«.

Eine Intro in das Warum des Projekts:



Aus dem Off

[…]

Also die Fragen nach dem Warum dieser Recherchen …
die Frauen der Stadtwerkstatt …

Das war eigentlich unmittelbar verständlich … …
sehr getragen das Ganze …
Es gab da eindeutige Reaktionen, dass das höchste Zeit war … …
ein wichtiges Vorhaben, was das Haus betrifft … …
aber auch generell, was die Zeit betrifft, das größere Ganze der Gesellschaft …

[…]

Viele hatten speziell in den Anfangszeiten des Hauses was zu überwinden … … …
das, womit man sich permanent herumzuschlagen hatte und hat …
die Kleinstadt, die Enge, familiäre Beschädigungen …
eine restriktive Gesellschaft … Autoritäten …
und nochmals Autoritäten …
und kein Platz für niemanden … …

und dann macht sich ein Verein ans Werk …
beginnt, sich mit Aktionismus und Kunst einen Platz herzustellen …
nach eigenen Regeln …

[…]

Und das sorgt wiederum auch für Kämpfe

[…]

Man könnte eine Recherche über die STWST ja mit vielen thematischen Ansätzen klammern …
mit Kunst und Leben zum Beispiel …
dem Sammelsurium an Leuten … dem frühen Wohnprojekt, dem Häuserkampf …
dem autonomen Kulturverein …

… der Öffentlichkeit, die man erzeugt hat …
… der Selbstermächtigung, Aneignung …
im Kern der Kunst und der Medienkunstprojekte …

Bis heute bestehen ja diese Aktionsfelder …
und haben sich fortgesetzt und entwickelt …
… und bis heute Kunst, Musik, Nachtleben, Subkultur
… … …
und natürlich Konflikte

[…]

… … und dann die so genannte STWST-Ästhetik über die Jahre …
a la »Die STWST hat immer alles anders gemacht« …

undundund …

[…]

… und jetzt …
… jetzt kommen wir mit den Frauen daher …

hinsichtlich Feminismus wurden ja grundlegende Sachen entwickelt im Haus…

und wie wir wissen, ist es ein Anachronismus, von Männern und Frauen zu sprechen

… und wir hatten dann sehr bald dieses Wort, …

… die »Herzblutwiese« … …

… der Begriff kam schon, als wir uns generell mit dem Stadtwerkstatt-Archiv beschäftigt haben …

… und da war immer wieder:

So viel Herzblut auf der Herzblutwiese … …

Auf der Herzblutwiese zweifelsohne Männer und Frauen …

und es ist ja immer so eine Frage … wieviel Geschlecht so ein Herzblut haben kann …

in dieser gemeinsamen Sphäre der Revolte …

dann aber wieder ganz eindeutig: die Unterrepräsentanz! …
… so wenig nachhaltige Sichtbarkeit von Frauen

in einer Publikation nur EIN abgedrucktes Mail einer Frau
die nachträgliche Verengung des Blickes auf wenige Projekte und Protagonisten.

Und so haben wir uns dann tatsächlich fokussiert auf die STWST Frauen …

Und wir denken da nicht nur an einzelne Individuen …

… denn … viele waren Stadtwerkstatt :innen

[…]



HERZBLUTWIESE STADTWERKSTATT
Rechercheprojekt, 2020ff

Initiiert und hauptverantwortet von:
Stadtwerkstatt STWST / Tanja Brandmayr und Claudia Dworschak
Wird laufend ergänzt auf: *herzblutwiese.stwst.at*
Kontakt: herzblutwiese@stwst.at

Fotosujet, Bild oben: Arbeiten an der STWST-Fassade, Sgraffito Alchemia', 1983
Foto: Archiv Stadtwerkstatt
Fotograf:in: unbekannt
Am Bild, Frau im Kleid: Erika Wolfinger
Außerdem auf dem Bild:
Oben: Franz Blaas (Mitte), Werner Katzmair (rechts), Georg Ritter (links). Mitte: Robert Oppeneiger (von hinten). Unten: Fredi Wögerbauer

---

Herzblutwiese STWST findet sich auch in der Timeline der aktuell laufenden Ausstellung *What the Fem*? Feministische Perspektiven 1950 bis heute* im Nordico. O-Ton Nordico: »In sechs Themenräumen führen zeitgenössische künstlerische Positionen gemeinsam mit historischen Artefakten durch einen lebendigen Diskurs durch den Feminismus. Es geht um österreichische Geschichte mit Schwerpunkt Linz, um Fakten, Gefühle, Erfahrungen, subjektive Wirklichkeiten und aktuelle Haltungen.«

Nordico Stadtmuseum
What the Fem*? Feministische Perspektiven 1950 bis heute
Die Schau läuft noch bis 28. Mai 2023

https://www.nordico.at/

Nach dem Geschichtsbruch

In einer literaturwissenschaftlichen Arbeit hat sich *Marcel Matthies* mit der literarischen Gestaltung jüdischer Identitäten in Romanen Maxim Billers und Doron Rabinovicis auseinandergesetzt. Hier gibt er einen Abriss.

Die Arbeit trägt den Titel »Literarische Gestaltung jüdischer Identität bei Maxim Biller und Doron Rabinovici« sowie den Untertitel »Vier Romane im Schatten der Shoah und im Widerschein Israels«. Sie stellt vier Romane zweier prominenter Vertreter deutsch-jüdischer Gegenwartsliteratur ins Zentrum. Ihr Anliegen ist es, die auf Grund ihrer Neuheit bislang wenig bis gar nicht erforschten Romane mit Blick auf die Identitätsthematik zu erschließen. Es handelt sich um Maxim Billers *Biografie* (2016) und *Sechs Koffer* (2018) sowie Doron Rabinovicis *Andernorts* (2010) und das von ihm in Co-Autorschaft mit Natan Sznaider verfasste *Herzl Relo@ded* (2016).

Der in den 1960er Jahren von Erik H. Erikson für die Entwicklungspsychologie konzipierte Identitätsbegriff ist inzwischen fast zum Äquivalent von Seele geworden. So ist Identität zum Kampfplatz von Selbstviktimisierung und Selbstermächtigung geronnen. Infolge der Psychologisierung der Öffentlichkeit wurde der Identitätsbegriff so sehr aufgeweicht, dass sich seine genuin klinisch-psychosoziale Ausrichtung in absurder Weise auf den Bereich der Gesellschaft ausgeweitet hat. Die Überaffirmation von Forderung nach Anerkennung von Differenz und Identität geht nicht zufällig mit einer Brutalisierung ökonomischer Verteilungskämpfe einher. Obwohl Bedenken gegen das zur Wortschablone erstarrte »Plastikwort« (Uwe Pörksen) vor diesem Hintergrund berechtigt sein mögen, hat die Identitätsthematik doch gerade im Kontext jüdischer Geschichte und Kultur ein hohes zeitdiagnostisches Potential, weil sie auf kollektive Extrem-Erfahrungen in den 1940er Jahren reagiert. Ausdruck dessen ist die bis heute andauernde Auseinandersetzung mit Fragen jüdischen Selbst- und Weltverständnisses.

Paradoxe Entstehungsbedingungen des Schreibens

Nachdem die Nationalsozialisten zunächst ein Deutungsmonopol über die Bestimmung jüdischer Identität durchgesetzt und schließlich die europäischen Judenheiten weitgehend vernichtet hatten, versuchten Juden nach 1945 allmählich, sich im diskursiven Feld hegemonialer Kämpfe die Deutungshoheit über Belange des Jüdisch-Seins wieder anzueignen, um sich so mit meist widerstreitenden Identitätsformeln vom nazistischen Verständnis des Jüdischen zu befreien. Laut Lutz Niethammer hängen die mitunter obsessiv geführten innerjüdischen Selbstverständigungsdebatten unmittelbar mit der Erfahrung des Genozids zusammen. Dadurch lässt sich die Katastrophenerfahrung paradoxerweise in eine positive Solidarisierung wenden.

Weil das Schreiben von Juden mitten in Europa nicht mehr vorgesehen war – genauso wenig wie deren Existenz – und der Schock »nach dem Geschichtsbruch« (Thomas Wild) in ein gesteigertes Bedürfnis nach Selbstvergewisserung umschlug, lässt sich festhalten, dass die paradoxen Entstehungsbedingungen dieser Literatur gerade deshalb einen geeigneten Rahmen dafür bieten, derlei Fragen zum Gegenstand einer künstlerisch-fiktionalen Darstellung und Gestaltung zu machen. Diese Überlegung liegt der Arbeit als methodisch-theoretischer Rahmen zugrunde. Zudem greift sie auf politische und soziologische Theorie, psychoanalytische und sozialpsychologische Ansätze sowie auf Impulse aus der Gedächtnis- und Ideengeschichte zurück.

Dass Identität von Individuen und Kollektiven meist »als ein Problem des Sinns« (Andreas Reckwitz) erlebt wird, führt insbesondere die jüdische Identitätsthematik »im Schatten der Shoah und im Widerschein Israels« (Rabinovici/Sznaider) vor Augen: Sie stellt eine Herausforderung an einen auf das Verstehen literarischer Texte ausgerichteten Interpretationsprozess dar. Die aus historisch-politischen, kulturellen und religiösen Gründen erwachsene Überbestimmtheit jüdischer Identitätserwartungen und -zuschreibungen erschwert ein auf Sinnerschließung ausgerichtetes Verstehen der jeweiligen Texte, da eine auf Reflexivität der Mittel und der Form hin angelegte Auseinandersetzung mit Gestaltungsfragen jüdischer Identität dadurch verstellt wird, dass sich eine Katastrophe wie Auschwitz einer Verdichtungs-, Stabilisierungs- und Sinngebungsfunktion grundlegend entzieht. Und beide Autoren machen weniger das Ereignis Auschwitz als vielmehr die infolge von Auschwitz aufgerissene, abgründige Leere und Unbestimmtheit zu einem Ausgangspunkt ihrer Texte, ohne damit etwa den Anspruch zu verfolgen, das Abgründige einzuebnen oder ihm gewaltsam einen Sinn abzupressen.

Die Faszinationskraft, die Fragen jüdischer Identität ausstrahlen und von beiden Autoren literarisch-künstlerisch gestaltet werden, speist sich vor allem daraus, zum einen auf die grenzenlose Sinnlosigkeit des Extrem-Ereignisses Auschwitz und zum anderen auf die mit der Gründung und Verteidigung Israels verbundene Hoffnung zu reagieren, also zwischen Untergang und Neubeginn zu schwanken. Auch die Protagonisten in den vier behandelten Romanen sind sich ihres Jude-Seins nicht nur aufgrund der Erfahrungsberichte ihrer Vorfahren überaus bewusst, sondern ihre Jüdischkeit wird nochmals durch die von außen zugewiesene Zugehörigkeit und durch die Selbstverortung in einem der Nachfolgestaaten des Dritten Reichs gesteigert. Wie sich die Wahl des Lebensmittelpunkts in einer post-nazistischen Gesellschaft also auf die mit überschießenden Sinnpotentialen aufgeladene Rollenzuweisung eines in der Öffentlichkeit stehenden Juden auswirkt, bildet ein Meta-Thema ihres selbstreferentiellen Schreibens über Juden in Deutschland bzw. Österreich.

Um Rückschlüsse auf die zwischen Ethnizität und Religion, Gegenwarts- und Ewigkeitsorientierung sowie zwischen einem Staatsvolk Israel und einer Diasporabevölkerung zum Zerreißen aufgespannten Konstitutionsbedingungen innerjüdischen Selbstverständnisses zu ziehen, hat es sich als ergiebig erwiesen, Paradigmen jüdischer Identität nicht von außen an den jeweiligen Romantext heranzutragen, sondern aus dem inneren Gehalt des jeweiligen Sprachkunstwerks herauszuarbeiten. So rückt die in den Texten gestaltete Mehrdeutigkeit jüdischer Identität in den Fokus der Untersuchung.

Ist jüdische Identität in den vier Romanen also primär durch die Ethnizität, die Religion, den Bezug auf ein bestimmtes Territorium, das Leben in der Diaspora, die gemeinsame Geschichte oder den Antisemitismus bzw. die Shoah definiert? Bezieht sich Ethnizität auf Vorstellungen von Nation, Stamm, Rasse, Volk oder Volksgeist? Oder ist vielmehr »das Nachdenken über die Frage, was es überhaupt bedeutet, jüdisch zu sein« (Natan Sznaider), der Fixpunkt des Jüdischen? An diesen Fragen lässt sich ablesen, dass die vorgebliche Bestimmtheit des Identitätsbegriffs durch die Vagheit seines Inhalts strapaziert wird. Das sich einer klaren Zuordnung verweigernde Konglomerat teilweise disparater Anteile jüdischen Selbstverständnisses verschafft sich dabei im Gehalt und in der Gestalt der Romane Ausdruck.

Gestaltungsmöglichkeiten jüdischer Identität

Künstlerisch-narrative Verfahren haben das Potential, Antagonismen und Aporien durch Gestaltungs- und Inszenierungsfelder der Literatur vorzustellen und erfahrbar zu machen. Dazu kann die literarische Gestaltung jedoch einen über die gesellschaftliche Wirklichkeit hinausweisenden Vorstellungsraum eröffnen, dessen im Fiktionalen geschaffene Signifikanz potentiell mehr über das Selbstverständnis von Juden, dessen Brüche und Bezüge aussagt, als dies eine nicht-fiktive Beschreibung leisten könnte.

Die Romanfiguren werden meist durch ihren Umgang mit der Erinnerung an die Vernichtung der europäischen Judenheiten und meist auch durch ihr Verhältnis zu Israel charakterisiert. So lassen sich Gestaltungsmöglichkeiten jüdischen Selbstverständnisses durch Figurenanalysen kenntlich machen: Mustergültig verkörpert die Figur Dov Zedek aus Rabinovicis Roman *Andernorts* die Gebrochenheit jüdischer Identität nach 1945. Zedeks Lebensgeschichte macht deutlich, was es heißt, wenn lebendig begrabene Gefühle Jahrzehnte später wiederkehren: Die Ausrottung seiner ganzen Familie zieht bei ihm die Ausbildung eines neuen Ichs nach sich, das die Erinnerung an das alte Ich, das den Namen Adolf Gerechter trug und in Wien beheimatet zu sein glaubte, lange erfolgreich bekämpft. Zudem ist sein persönlicher Neubeginn biografisch mit der kollektiven Neuinstallation der jüdischen Heimstätte verknüpft, flieht er 1938 doch noch rechtzeitig aus Wien in das Mandatsgebiet Palästina, um dazu beizutragen, die in der zionistischen Literatur angelegte Idee von der Rückkehr der Juden nach Eretz Israel in die Wirklichkeit zu überführen.[1]

Fortan heißt er Dov Zedek. Doch mit steigendem Alter brechen sich bis dahin nie betrauerte Verlusterfahrungen aus seinem früheren Leben in der Wiener Diaspora Bahn, so dass er mit dem Überlebensschuld-Syndrom konfrontiert ist. Zedek ist gezwungen, einen Kompromiss mit seinem alten Ich zu schließen: Obwohl er den Vernichtungsstätten-Tourismus in einem unauflösbaren Dilemma verhaftet sieht, das darin besteht, dass die Musealisierung ehemaliger Todeslager entweder zur Trivialisierung oder zur Sakralisierung tendiere, gehorcht er der Forderung seines alten Ichs und führt Schüler-Exkursionen nach Auschwitz durch. Genau daran – und an seinem Engagement für den Zionismus – entzündet sich (in der erst nach seinem Ableben einsetzenden Romanhandlung) eine brisante Kontroverse. Auch an der zweiten Vaterfigur namens Felix Rosen wird deutlich, dass der Roman »im Zeichen der toten Väter« (Jakob Hessing) steht.

In Billers 900-seitigen Roman-Monstrum *Biografie* flüchtet der Ich-Erzähler Solomon Karubiner aus Deutschland ins »israelische Exil«, nachdem ein Film online gestellt wurde, der ihn dabei zeigt, wie er sich in einer Berliner Sauna beim Anblick eines weiblichen Gesäßes exhibitioniert. Sein ohnehin aus den Fugen geratenes Leben ist in Israel von einer weiteren Zunahme sozialer Isolation, einer schriftstellerischen Schaffenskrise und psychotischen Dissoziationen gekennzeichnet. Wieder verselbständigt sich die dranghafte Intensität sexuellen Verlangens in einer Krisensituation – diesmal in einem Tel Aviver Schwimmbad. Hier wie dort wird er zum Ausgestoßenen, sobald er sich in der Öffentlichkeit »heimlich zwischen die ungestreichelten Beine fassen […] musste, um […] das tiefe, metaphysische Gefühl von Einsamkeit zu vertreiben.«

Doch das groteske Geschehen endet in der Stadt Iwano-Frankiwsk im Südwesten der Ukraine im Jahr 2007, nachdem sich Karubiners Aufmerksamkeit im Wellnessbereich eines Kiewer Hotels anfallartig so sehr verengt hat, dass ihn die Plötzlichkeit des sexuellen Impulsdurchbruchs abermals vollkommen überwältigt. Iwano-Frankiwsk symbolisiert als ehemaliges Stanislau im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn einen Sehnsuchtsort und die tragische Geschichte Mittelosteuropas im 20. Jahrhundert. Die mit der Reise verknüpfte Hoffnung auf Rückkehr »in den historischen Mutterkuchen«, die das Illusorische des Identitätsbegehrens augenfällig werden lässt, scheitert. Am Ort der Urheimat und Herkunft seiner aus Galizien stammenden väterlichen Vorfahren vollendet sich das Sinnlosigkeitsgefühl sogar: »Ich dachte, viel gelassener und entschlossener als sonst, daran, dass alles keinen Sinn hatte […].«

Obwohl Karubiner aus- und abschweifend über seine in ein Chaos übergegangene Paria-Existenz erzählt, führt die ausgefeilte Konzeptlosigkeit des Romanganzen vor, dass die Geschichte der Shoah und deren tiefgreifende Folgen ebenso auserzählt sind wie sie insgesamt nicht erzählbar sind. Eine Leistung der Interpretation besteht in der Wiederentdeckung des Parias, der als Sexualstraftäter, Schriftsteller und Jude in leidenschaftlicher Opposition zur jüdischen wie nichtjüdischen Umwelt steht und damit »zu einem politischen Outlaw der ganzen Welt geworden« (Hannah Arendt) ist. So ist in Karubiners Schicksal ein vorläufiger Endpunkt in der Gestaltung der Paria-Figur nach der weitgehenden Auslöschung der europäischen Judenheiten dargestellt, obwohl und weil mit dieser Zäsur auch der Paria als historische Figur längst sinnlos geworden ist. Damit antwortet der Roman auch auf eine von Saul Friedländer zur Diskussion aufgeworfene Frage:

Es bleibt die Frage,
ob ein Ereignis wie die Shoah,
wenn einmal auch die letzten Überlebenden verschwunden sind,
auch auf der kollektiven Ebene,
jenseits des individuellen Erinnerns,
Spuren einer Tiefenerinnerung hinterläßt,
die jedem Versuch der Sinngebung widerstehen.
(Saul Friedländer)

Marcel Matthies: *Literarische Gestaltung jüdischer Identität bei Maxim Biller und Doron Rabinovici. Vier Romane im Schatten der Shoah und im Widerschein Israels.* Heidelberg: J.B. Metzler 2023, ca. 350 Seiten.

Das oben vorgestellte Buch wird voraussichtlich im ersten Quartal 2023 im Verlag J.B. Metzler (Part of Springer Nature) als Print- und eBook-Ausgabe erscheinen.

---

[1] Dieses Thema wird im E-Mail-Roman Herzl Relo@ded wieder aufgegriffen: Um die auf Verwirklichung ausgerichtete Idee zionistischer Literatur – d.h. die Vorwegnahme des zu verwirklichenden Zusammenschlusses von Schrift und Erde – besser zu verstehen, wird die Ästhetik des Zionismus mithilfe der von Philipp Theisohn aufgespürten Poetik der Urbarkeit »als Überführung der Schrift auf die Erde« kenntlich gemacht. Es folgt eine Auswahl einiger im Roman *Herzl Relo@ded* zur Diskussion stehender Streitpunkte: Ist Israel Judenstaat oder jüdischer Staat? Ist im Zionismus ein säkulares Verständnis von staatlicher Territorialität oder ein sakrales Verständnis heiliger Erde bestimmend? Oder ist in ihm eine Synthese beider Konzepte angelegt? Inwiefern ist Israel durch Auschwitz legitimiert? Was spricht gegen eine ausschließlich negative Begründung Israels durch Auschwitz? Und was macht Israel zum »Kristallisationspunkt eines neuen Antisemitismus, der sich gleichwohl teils als antirassistisch und antikolonialistisch versteht« (Rabinovici)?

Marcel Matthies ist als Komparatist an der Universität in Halle tätig. Er verfasst außerdem regelmäßig Rezensionen, lektoriert Texte und sieht davon ab, eine Schreibwerkstatt zu besuchen.

Alles nur Narzissten

Mit »Der Naturbursche« ist gerade der neue Roman von Josefine Rieks erschienen. *Ronny Günl* hat ihn gelesen.

Im zweiten Roman von Josefine Rieks zieht sich der fiktive Autor *Andreas Martin von Hohenstein* auf der Suche nach Ruhe vor dem tobenden Lärm der Großstadt ins ländliche Idyll zurück. Mit dem festen Vorhaben, seinen nächsten Roman zu verfassen, verbarrikadiert er sich im leeren Haus seiner verstorbenen Eltern. Die romantische Vorstellung, nur mit sich selbst und der Arbeit vor der herbstlichen Landschaft zu sitzen, bringt dabei allerhand Abgründe zu tage. So will das Vorhaben nicht recht in Gang kommen, was den standhaften Dichter zunächst nicht aus der Ruhe bringt. Es dauert nicht lang, bis die einsame Zurückgezogenheit aufbricht. Nach einer kurzen Begegnung im örtlichen Gasthaus lernt Hohenstein *Christian* kennen. Er, dem Anschein nach ebenso aus der Großstadt, begegnet Hohenstein auf eine fast brüderlich verbundene Weise. Auch wenn Hohenstein zunächst eine skeptische Distanz zu Christian wahrt, fasziniert ihn sein Lebensstil im Einklang mit der Natur. Davon beflügelt, verliert der Autor allmählich seine Arbeit aus dem Blick und wendet sich neuen künstlerischen Tätigkeiten zu. Es verstreichen die Tage, während nicht nur der Bezug zur Zeit, sondern auch die Klarheit des Gedankenprotokolls schwindet. So dringt zunehmend ein wahnhaftes Verlangen des Autors durch, der sich nach echter Authentizität entgegen der stilisierten Falschheit des Literaturbetriebs sehnt. Die Gedankenwelt des Autors steigt in metaphysische Höhen. Mit einem plumpen Fall ins Nichts endet dieser Trip: Vom Zyniker zum Waldgänger, zurück auf den harten Boden der Realität.

Anfänglich will die prätentiös gefärbte Verklemmtheit seiner Erzählung irritieren und abstoßen, doch mit der Zeit wünscht man sich fast den urbanen Zyniker zurück, der sich über seine Umwelt noch einigermaßen im Klaren ist. Angeregt von flüchtigen Gedanken, werden die Episoden des Autors am Land immer wieder von Geschichten aus seiner Vergangenheit eingeholt. Hinter der vermeintlichen Souveränität des Schriftstellers tritt so jene versteckte Einsamkeit zu tage, welche die Obskurität der Ereignisse begleitet. Der Roman behält sich hierbei stets die Position des Autors vor, der nie zu konkret wird, oder gar Urteile fällt. Einige Rückblicke werfen zunächst ein Licht auf seinen familiären Hintergrund und die fast punkige Attitüde Hohensteins, mit konservativem Gehabe gegen die antiautoritäre Erziehung seiner Eltern zu rebellieren. Man könnte denken, mit diesen Einschnitten wolle der Autor vor dem Publikum über seine Abgeklärtheit Rechenschaft ablegen. Aber es zeigt sich, dass seine Künstlerseele weitaus gebrochener ist, als er sich eingestehen will. Wenn auch zunächst im Hintergrund angesiedelt, nimmt die verflossene Ehe des Schriftstellers schnell einen weitaus größeren Stellenwert ein. Der Erzähler reminisziert dahingehend reumütig die nicht lang zurückliegende Zeit. Umso näher das Ende des Romans rückt, desto hilfloser und kläglicher erscheint Hohenstein. Er, der sich vom urbanen, koksenden Schriftstellermilieu lossagen will, muss sich eingestehen, dass seine vergebliche Flucht aufs Land wohl nicht nur mit seinem Roman zusammenhängt.

Wie sich an zahlreichen Ecken und Kanten des Buches zeigt, situiert Josefine Rieks ihren Roman im Milleniumsgeist. Während im Hintergrund Late-Night-Sendungen von Harald Schmidt oder die Bilder der Anschläge auf das World-Trade-Center über die Mattscheiben flimmern, kommt die allgemeine Nervosität im verkrampften Grinsen der deutschen Pop-Literatur zu sich selbst. Insofern bedient sich Josefine Rieks an einer gewissen nostalgischen Sehnsucht nach den Nullerjahren, die gegenwärtig in bestimmten Kreisen auftaucht. Seien es weitgeschnittene Jeanshosen, klobige Schuhe oder das Revival von Trance und Gabber auf den Tanzflächen von Berlin bis Wien. Selbst, wenn nicht wenige Leser diese beschriebene Vergangenheit allenfalls im Grundschulalter erlebt haben, tut das dem Identifizierungswunsch keinen Abbruch. Diesbezüglich liest sich der Roman fast schon als ein kritischer Kommentar oder Einwand dagegen, die verblassten eigenen Erinnerungen mit dem Amalgam gesellschaftlicher Erfahrung zu vermengen. Manchmal sind 20 Jahre alte Fernsehsendungen dank YouTube oder Wikipedia oft zugänglicher als das eigene Gedächtnis. Der emotionale Ballast einer ereignisreichen Geschichte wird vom Roman durch die Banalität des Erlebens konterkariert. So gesteht der Autor Hohenstein im Roman nüchtern auf die unumgängliche Frage, wie und wo er von den Anschlägen am 11. September 2001 erfahren hätte, dass er davon erst einige Tage später mitbekam. Die vermeintliche Notwendigkeit, den Schrecklichkeiten mit dem persönlichen Befinden noch einen humanen Anstrich zu verleihen – nicht zuletzt eine vornehmlich deutsche Tugend – lässt unweigerlich auch an zahlreiche Wortmeldungen zu Beginn des russischen Einmarschs in die Ukraine am 24. Februar 2022 denken.



Bild: Paul Buschnegg / XS-Verlag

Josefine Rieks

2001 verzichtete Harald Schmidt auf Witze. Mittlerweile gehört es aber zum guten Ton, der Reihe nach offene Briefe abzuzeichnen oder sich in Wochenzeitungs-Debatten einzumischen, falls es wieder zu still um die eigene Person werden sollte. Vom Hoffnungsschimmer der Pop-Literatur, wenigstens keine engagierte Kunst zu machen, sondern sich gebrauchsmäßig der Öde des Alltags ein wenig aufgeputscht zu entziehen, ist nicht viel geblieben. Stattdessen spaltet sich ein angestaubter Buchclub von Poeten, Essayisten und Novellisten in die, die etwas bewegen wollen und die, die lieber gemütlich vor sich hin texten. Der Staub ist aufgewirbelt, der Alltag bleibt derselbe. Wo sich der Schriftsteller Hohenstein aus dem Roman nach 20 Jahren einfinden würde, lässt sich kaum sagen. So viel sei vorweggenommen, er hängt das Schreiben an den Nagel und wird Lehrer. Vielleicht nicht die schlechteste Idee. Gleichwohl hinterlässt seine Flucht aufs Land einen herben Beigeschmack. Fast möchte man hinter dem neokonservativen Ernst-Jünger-Verschnitt gar einen Uwe Tellkamp aufspüren. Die Sehnsucht nach der Filterblase Landleben verspricht, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, was in diesem Sinne aber nicht weniger bedeutet, als alles Störende, alles Widersprüchliche hinter sich zu lassen. Womöglich liegt zwischen dem Zweck konservativer und progressiver Gegenwartsliteratur aber kein wesentlicher Unterschied. Auf beiden Seiten wird notorisch ein Bild von Gesellschaft konstruiert, in dem sich jede Unmittelbarkeit im kollektiven Appell aufhebt. In Josefine Rieks Roman steckt stattdessen ein Moment, das sich dem gesellschaftlichem Geltungsdrang entzieht, ohne ihn auszublenden.

So wie der Autor Andreas Martin von Hohenstein im Roman an seinem zweiten Buch arbeitet, ist auch dieser Roman – *Der Naturbursche* – der zweite von Josefine Rieks nach ihrem Debüt *Serverland*. Gemeinhin stellt das zweite Buch wahrscheinlich die größere Herausforderung dar als das erste, die wohl nicht wenige in den Wahnsinn stürzen lässt. Im Gegensatz zu Hohenstein ist Rieks dieser Versuch allerdings geglückt, indem sie kunstvoll ein tragisches Gedankengeflecht entwirft. Man kann sich kaum erwehren, hinter der aufgeblasenen, gekränkten Künstlerseele eine gewisse Komik zu erkennen. Die prätentiöse Sprache des Romans, der stets in Hohensteins Perspektive verharrt, wirkt zwar inszeniert, doch nie ironisch oder unnötig überladen. So neigen auch die Beobachtungen und Erinnerungen des Autors in keinem Fall dazu, auf plumpe Pointen abzuzielen. Die Figuren, allen voran Hohensteins dubiose Bekanntschaft Christian, der einen fragwürdigen Hang zu heilenden Naturkräften pflegt, treten nicht als einfältige Charaktermasken auf. Über persönliche Beweggründe, Biografien, Glaubenssätze oder Verschwörungen lässt sich nichts erfahren. Ob nun Christian ein erfolgreicher Start-Up-Gründer oder doch Heilpraktiker ist, der sich auf dem Land seinen spießigen Traum von Freiheit verwirklicht, spielt insofern keine Rolle. Vielmehr aber, wie sehr sich der Protagonist Hohenstein in diese merkwürdige Beziehung vertieft und darin vielleicht sogar Zuflucht sucht. Erst mit dem Besuch seines alten Freundes Benjamin, dem drogenaffinen Bild-Redakteur, wird der allmähliche Sinneswandel bei Hohenstein deutlich.

In dieser Hinsicht arbeitet sich der Roman ebenso am gegenwärtigen Literaturbetrieb ab, von dem man hin und wieder meinen könnte, er kreise zwischen den Verlagshäusern und Feuilletonspalten nur um sich selbst. Neuerscheinungslisten und Rezensionstexte leisten sich ein Wettrennen um fotogene Buchcover und blumige Zitate zur Bewerbung der Newcomer, die nichts weniger seien als die Stimme ihrer Generation. Josefine Rieks Roman verzichtet auf eilfertiges Sendungsbewusstsein. Ohne Frage kommt dem Buch, das beim kleinen Berliner XS-Verlag erschienen ist, dabei das Privileg der Nische zu gute. Es nimmt eine sympathische Außenseiterrolle ein und lässt unweigerlich darüber nachdenken, in welchem Verhältnis Literatur nicht selten zu plattitüdenhaft ausgewalzten Diskursen steht. So müsste man getrost vermuten, dass auch die Figuren des Romans – allen voran Hohenstein – vom Gespenst des Narzissmus heimgesucht sind, wenn man dem aktuellem Ratgeber-Journalismus Glauben schenken will. Statt den Narzissten aufzuspüren, sollte man sich eher fragen, was vom Subjekt noch übrig bleibt. Egal, ob man sich mit dem verkorksten Charakter Hohensteins oder anderen nur widerwillig anfreunden kann, offenbart doch die von Josefine Rieks elegant und kompromisslos angelegte Gedankenwelt etwas von der dahinterliegenden Zurichtung und Einsamkeit. Die verzweifelte Suche nach Alternativen, die allzu leichtfertig verlachte Anthroposophen für sich beanspruchen, zeigt vielleicht, dass deren wirrer Glaube nur Ausdruck eines anderen Problems ist.

Josefine Rieks: *Der Naturbursche*, XS-Verlag, 192 Seiten, 18 Euro

---

Ronny Günl lebt in Wien und schreibt über Kino und alles andere.





Impressum versorgerin Nr. 0136 / dezember 2022 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@stwst.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: bildmotiv »lichtung« (ausschnitt) von hauenschild ritter, 1994, im stwst saal gehängt. foto: stwst archiv / »hari« . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**